This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

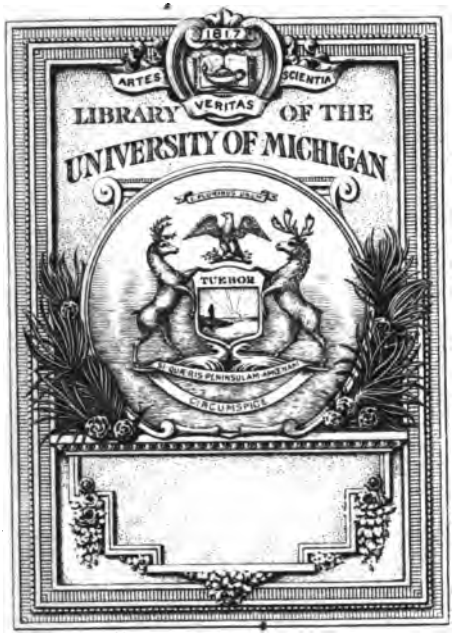
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,780


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
H47026mu

Von Karl Borromäus Heinrich erſchien bei Albert Langen:

Karl Aſenkofer
Geſchichte einer Jugend 2. Tauſend

Karl Aſenkofers Flucht und Zuflucht
Erzählung 2. Tauſend

Menſchen von Gottes Gnaden

Erzählung

Von

Karl Borromäus Heinrich

Albert Langen, München

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich

German
Ungar
3-14-44
49850

04-14-44 KB/12

Meinem Freund Fritz

Erstes Buch

„Eine Mutter hatte ihren Kindern, zu ihrer Bildung und Beſſerung, Äſops Fabeln zu leſen gegeben. Aber ſehr bald brachten ſie ihr das Buch zurück, wobei der älteſte ſich, gar altklug, alſo vernehmen ließ: ‚Das iſt kein Buch für uns! iſt viel zu kindiſch und zu dumm; daß Füchſe, Wölfe und Raben reden könnten, laſſen wir uns nicht mehr aufbinden: über ſolche Poſſen ſind wir längſt hinaus!‘ — Wer erkennt nicht, in dieſen hoffnungsvollen Knaben, die künftigen erleuchteten Rationaliſten?“

Arthur Schopenhauer,
Parerga und Paralipomena:
zweiter Band.

Inhalt des ersten Buches

Seite

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Miéville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J. . . . 11

Brief des Paters Canisius S. J. zu Wien an den Pater Bonaventura S. J. zu Chamfort 25

Eine Zeitungsnachricht 34

Die Versuchung 37

Die Bestattung 62

Bekenntnisse des Marquis Choiseul, auf Choiseul und Riom 68

Aus den Bekenntniſſen des Herrn Lieutenant Miéville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Clermont-Ferrand, Oſterdienstag 1884

Zu ſpät! Hier, wie immer, bin ich zu ſpät gekommen. Es iſt mein Verhängnis, zu ſpät zu kommen, und vielleicht bin ich auch zu ſpät geboren. Wenigſtens ſagt man, daß meine Mutter daran geſtorben iſt.

Ich bin zu ſpät gekommen.

Heute hat ſich mein Freund Baron Frangart, den ich vor zehn Jahren im Jeſuitenkollegium kennen und lieben gelernt habe, mit Komteſſe Riom verheiratet.

Er hat ihre Bekanntſchaft auf Schloß Choiſeul, bei Clermont-Ferrand, gemacht. Die Frangart und Choiſeul ſind ſeit langen Zeiten verwandt. Die Choiſeul und Riom ſind ſeit noch längeren Zeiten verwandt. Und ſo bleibt alles in der Verwandtſchaft, hauptſächlich aber bei den Choiſeul, die der verwaiſten Komteſſe

Riom hundertachtzigtausend Franken für die ganzen Liegenschaften Riom bezahlt haben; nun, schließlich ist es ja auch ganz gut, wenn der Alte auf Choiseul sein Stammgut auf billige Weise vergrößert. Die Frage bleibt nur, für wen; denn eines Tages muß das ja doch wieder an die Komtesse zurückfallen; denn daß es an die Bourbonen übergehe, wird der alte Einsiedler kaum verfügen, obwohl ja die Choiseul, und die Frangart und die Riom, mit ihnen seit längsten Zeiten verwandt sind. Das hat der Adel so an sich, die weiten Verwandtschaften. Wenn zum Beispiel, ich sage nur zum Beispiel („nur" und, „zum Beispiel" macht sich hier sehr gut!), wenn also der damalige Herr von Choiseul nicht mit seiner Tochter vor der Gier des Königs François II. nach Mailand hätte flüchten müssen, hätte diese den Edlen von Frangart nicht dort kennen gelernt. Und wenn, wiederum nur zum Beispiel . . . Nein, es ist genug mit dem einen.

Denn wenn nur dieses eine zur Tatsache geworden wäre, so hätte ich zwar sehr wohl mit dem Baron Frangart aus Südtirol bekannt werden können, obwohl ich aus dem französischen Departement Puy-de-Dôme stamme: weil ja das Jesuitenkollegium in Chamfort ganz unabhängig

von allen diesen Verwandtschaften existiert. Nun ja, allerdings, wenn der alte Baron Frangart nicht mit französischen Familien verwandt wäre, hätte er, in betreff der Erziehung seines Sohnes, vielleicht gar nie an ein französisches Jesuitenkollegium gedacht. Das stimmt. Aber wenn die Güte Gottes wollte, daß ich und der junge Baron Frangart Freunde werden und uns so lieb gewinnen, — ach, wie lieb hab ich den jungen Frangart! — dann hätte er ja seinen Vater ganz zufällig auf die Idee führen können, seinen Sohn in ein französisches Jesuitenkollegium zu geben, noch einmal, nur zum Beispiel, nach Chamfort. Er wäre dann mein Freund geworden, ohne der Gemahl der Komtesse ... Oh großer Gott, wie schrecklich ist das alles! Ich werde verrückt.

Eine andere Möglichkeit, eine leichtere Möglichkeit, und für die Güte Gottes so leicht wie nur irgend etwas: Der alte Choiseul ist zwar mein Vormund; aber ich habe ja kaum dreißig Worte mit ihm gewechselt. Und das war vor zehn Jahren, als er mir auseinandersetzte, daß ich das uneheliche Kind der wohlhabenden Witwe Miéville und eines unbekannten Vaters sei; daß ich von mütterlicher Seite soundsoviel Vermögen besäße; und daß er es sorgsam verwalten werde, wie

seine eigene Sache, und noch sorgsamer ... Das hat er ja auch getan, wenigstens ist es immer mehr geworden. Aber er hat wirklich kaum mehr als dreißig Worte mit mir gewechselt. Richtig — pardon, Alter! — er hat mich in ein gutes Regiment hineinprotegiert; freilich, ohne lang zu reden.

Wenn also der alte Choiseul, als ihm Baron Frangart sagte, daß er mich zum Trauzeugen bitten wolle, nur etwa obenhin gesagt hätte: „ach nein, ich möchte lieber den und den ...“ dann hätte wenigstens ich die Komtesse Riom niemals kennen gelernt. Aber hat nicht der Alte geschrieben: „Ich hätte Sie, verehrtester Herr Miéville, auch ohne den besonderen Wunsch des Baron Frangart eingeladen.“ — Ich setze hinzu: wenn er auch das nicht gewollt und nicht geschrieben hätte! Eine Kleinigkeit, lauter Kleinigkeiten für die Güte Gottes.

Und so hätte ich die Komtesse nie gesehen. Nie. Vor einem Vierteljahr ist sie aus dem Kloster gekommen, jetzt heiratet sie.

Hat geheiratet.

Komtesse Riom hat geheiratet.

Komtesse Riom ist schon verheiratet, verheiratet an Baron Frangart, meinen Freund Baron Frangart.

Vor ſechs Tagen habe ich Komteſſe Riom, pardon, Madame la baronne Frangart, zum erſten Mal geſehen. Und meine erſten Worte waren: „Komteſſe, ich beglückwünſche meinen Freund Frangart, daß er eine Franzöſin heiratet. Daß er aber das Glück hat, Sie heimführen zu dürfen, Komteſſe, dazu wünſche ich ihm nicht Glück; denn ich beneide ihn zu ſehr darum."

Das war eine höfliche Phraſe oder eine phraſenhafte Höflichkeit.

Jetzt iſt es Ernſt.

Pfui, man ſoll keinen Freund beneiden!

Aber ich liebe die Komteſſe ſo ſehr. Ich liebe ihre kleine ſchlanke Figur, ihr blauſchwarzes Haar, ihr blaſſes Geſicht, ihren arleſiſchen Mund, ihre mandelförmigen, faſt chineſiſchen Augen. Ich liebe die Komteſſe ſo ſehr ... Im Ausdruck ſehe ich ihr etwas ähnlich, meinte der alte Choiſeul, und es iſt wahr.

Ich verachte mich. Es handelt ſich um die Frau meines Freundes.

Schäme dich, Miéville!

Ach Gott, ja. Aber ich glaube, die Komteſſe Riom liebt mich.

Unſinn, Frangart, reg dich nicht auf! Ich ſpreche von der Komteſſe Riom, nicht von der Baronin Frangart. Die liebt mich natürlich

nicht. Und auch als Komteſſe Riom war ſie zu gut erzogen, um wegen eines ſechstägigen neuen Gefühls einen älteren Entſchluß umzuwerfen.

Baron Frangart iſt ſchön. Ein beweglicher Menſch. So ſüdlich ſieht er aus. Und wie er unſer Franzöſiſch ſpricht! Man muß ihn lieb haben. Sie wird ihn lieb gewinnen.

Aber ich weiß, ſie hat mich geliebt. Sie pflegte ihre ſchmale weiße Hand, wenn ihr etwas gefiel, auf meinen Arm zu legen. Unabſichtlich, verſteht ſich.

Eine Komteſſe Riom iſt von zu gutem Blut, um Abſichten zu haben. Und vielleicht, wahrſcheinlich, nein, ſelbſtverſtändlich wußte ſie gar nicht, daß ſie mich liebte.

Mindeſtens weiß die Baronin Frangart nicht, daß mich die Komteſſe Riom geliebt hat.

Schäme dich, Miéville! Du biſt ungalant!

Aber noch ein paar Tage Zeit, und die Komteſſe Riom hätte empfunden, mit Bewußtſein empfinden müſſen, daß ſie mich liebt!

Ich habe die Komteſſe zu ſpät kennen gelernt. Zu ſpät! Ich komme immer zu ſpät!

Heute haben ſie geheiratet.

Dieſe Nacht iſt ihre Hochzeitsnacht. Dieſe Nacht. Heute, jetzt! Eben jetzt! ... Oh Schrei der Sehnſucht!

Oh Gott, hilf mir! Hilf mir vor dieſem Gedanken!

Mein Herz ſchlägt ſo ſchnell. Oh Gott! Hilf mir!

Es ſoll keine Komteſſe Riom mehr geben, nur mehr ... Oh Gott, hilf!

Vater unſer, der du biſt in dem Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geſchehe, dein Wille geſchehe! ...

Nicht dein, nein, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!

Ja, ja, ich verzichte. Ich begehre die Komteſſe Riom nicht.

Gott, ich danke dir! Ich liebe ſie beide. Meine Liebe umarmt beide, ohne Begehrlichkeit.

Ich ſegne ſie beide mit meiner Liebe, meinen Freund Frangart und die Komteſſe Riom.

Es gibt keine Komteſſe Riom mehr. Jetzt nicht mehr.

Ich ſegne die Baronin Frangart und ihren Gemahl, meinen Freund ...

*

Paris, 2. Mai 1884

Ob das nicht ein Frevel iſt! —

Seit einer Woche habe ich Urlaub. Und

heute habe ich zum ſiebenten Male eine Kokotte ins Hotel eingeladen. Jedesmal eine andere. Keine habe ich berührt. Jeder habe ich hundert Franken geſchenkt. Und zu jeder habe ich geſagt: „Du mußt mit mir beten für das Wohl einer Dame!"

Eine hat mich gefragt: „Iſt das eine neue Perverſität?" Ich habe ſie gleich fortgebeten.

Die andern haben geweint und gebetet, innig gebetet. Und von einer, der letzten, weiß ich, daß ſie ſo innig gebetet hat wie noch nie ein Menſch — nach der heiligen Magdalena, welche die Füße des Herrn mit ihren Haaren trocknen durfte.

Der alte Choiſeul iſt wütend, weil ich ſoviel Geld gebraucht habe. „Vous êtes fou, rentrez de suite!" Auf offener Karte.

Ich werde heimfahren; aber verrückt bin ich nicht.

*

Clermont-Ferrand, 14. Mai 1884

Choiſeul hat mir geſchrieben, daß die Baronin Frangart in andern Umſtänden iſt, und daß er mit den Ärzten für ihr Leben fürchte. Gott erhalte ſie! — Sie ſtationieren in Wien: es muß auch hart für Baron Frangart ſein, der ſich ſo gefreut hatte, mit ihr zu repräſentieren.

Wie merkwürdig! Ich liebe ſein Kind wie mein eigenes, noch bevor es geboren iſt.

Oh, ich habe es ja frühzeitig gesegnet, das Kind und auch seine Eltern. Damals ...

Mein Segen war von allem Anfang an bei diesem Kind. Die Baronin sieht mir ähnlich; vielleicht wird mir auch das Kind ähnlich sehen. Das wäre kein Wunder, aber eine große große Gnade.

*

Clermont-Ferrand, 23. Mai 1884

Ich benehme mich so komisch im Regiment. Die Nacht von gestern auf heute haben wir gespielt. Mir war alles ganz gleich, ich dachte an weit weg, wo alles in großer Ruhe liegt, unter schwarzen, schweigenden Zypressen. Ich dachte überhaupt an nichts, ich sehnte mich nach etwas ... Aber ich soll fürchterliche Summen gewonnen haben. Visitenkarten mit höchsten Zahlen haben sich bei mir angehäuft. Ein Kamerad, der kleine Tourgot, — er muß doch ein Jude sein — hat viel mehr, als er überhaupt in seinem ganzen Leben hätte aufbringen können, an mich verspielt. Per Visitenkarte natürlich.

Heute mittag, als ich noch zu Bett lag, kam der alte Choiseul angefahren, drang mit Gepolter in mein Schlafzimmer und schrie mich an:

„Her mit der Karte des Herrn Tourgot!“ „Aber lieber Herr Choiſeul,“ ſagte ich verſtimmt, „ſuchen Sie Sich doch die Karte. Ich weiß nichts mehr.“ Er ſuchte in meinem Viſittäſchchen und außerdem in allen Taſchen der Uniform, deren einzelne Stücke an den Stühlen herumhingen, aber er fand nichts. Da kam er denn zu mir ans Bett, zog meine Hand unter der Decke hervor und drückte ſie ſo feſt, daß ich vollends aufwachte. „Sie ſind doch ein guter Kerl, Miéville!“ Aber ich hatte wirklich keine Ahnung, wohin ich die Karten getan haben mochte.

Im Regiment ſpottet man über mich.

*

Clermont-Ferrand, 10. Juni 1884

Ich bin manchmal ſo müd. Alle Dinge um mich her werden zu Schatten, und ich verſtehe nicht, warum die andern ſie ſo wichtig nehmen. Vor allem verſtehe ich nicht, warum ich ſelbſt ſie einmal ſo wichtig genommen habe.

Das alles iſt doch nur aufgebauſcht. Neulich fing ich mitten im Rapport an zu lachen, und da ich mich gar nicht beherrſchen konnte, endigte es in einer böſen Blamage.

Ich lachte nicht über das Militär. Umlängſt, als ich in einem Laden Schuhe ausſuchte, er-

ging es mir genau so: Ich mußte einfach gerade hinauslachen über die allgemeine Wichtigkeit.

*

Clermont-Ferrand, 12. Juli 1884

Man hat mir heute nahegelegt, meinen Abschied einzureichen. Ich ertrage es ruhig. Früher oder später hätte ich den Dienst von selbst quittiert; denn daß es so wie in der letzten Zeit mit meinen täglichen Verspätungen, meinen Unaufmerksamkeiten, meiner lächerlichen Güte gegen die Mannschaft nicht weitergehen könne, hätte mir allmählich schon eingeleuchtet. Ich war nur zu geistesabwesend, um darüber nachzudenken.

Aber der eigentliche Grund, den man im Conseil gegen mich angeführt hat, daß ich seit einiger Zeit in den Kirchen herumsäße wie ein altes Weib, und daß dazu nur die Adeligen das traurige Privileg hätten, — der ist nicht stichhaltig für einen Abschied. (Übrigens haben sie vor kurzem in Paris auch einige Adelige unter dem gleichen Grund aus der Armee hinausgeekelt. Als ob das Kirchengehen jemals einem Soldaten geschadet hätte!) Es scheint, daß der kleine Tourgot dahintersteckt; seit jener Spielnacht oder vielmehr seit dem Morgen darauf schämt er sich vor mir und haßt mich deshalb nicht wenig.

Ich gehe. Es hätte ja sowieso keinen Sinn mehr.

Alle Wege sind dunkel. Welchen werde ich nun gehen?

*

Nizza, Oktober 1884

Oh verlorene Jugend! Oh Schrei der Sehnsucht! Klinge durch die weiche, süße, südliche Luft hinauf zur geliebten Sonne! Heilige Flamme, steh mir bei! . . .

Nizza, Ende Oktober 1884

Dem Menschen bleibt an sich selber alles Wesentliche dunkel, immerfort und so lange, bis er tot ist. Dann beten die Überlebenden: „Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!"

Durch das weite Dunkel des Daseins aber tönt unaufhörlich der langgezogene grausige Schrei aus aller Menschen Mund, der Schrei der Sehnsucht nach dem Lichte.

Und manche Menschen scheinen gleich einem Wald, in dem sich dieser Schrei wie in einem Echo fängt. Ich bin so ein Mensch. Ich leide nicht mehr um mich, ich leide um das ganze Dasein.

*

Nizza, November 1884

Ich bete unaufhörlich, daß die Baronin Frangart, über die Choiseul mir so betrübende Nachrichten und Befürchtungen mitteilt, die Entbindung überlebe und daß auch das Kind mit dem Leben davonkomme.

*

Chamfort, 18. Dezember 1884

Gott sei Dank! Die Baronin und ihr kleiner Sohn leben beide. Soeben bekam ich das Telegramm von Choiseul.

Ich habe heute meinen Eintritt in den Jesuitenorden erbeten.

Chamfort, Weihnacht 1884

Mein letzter Wille.

Heute erfolgt mein Eintritt in den Orden. Indem ich von der Welt draußen Abschied nehme, verfüge ich letztwillig wie folgt über meine weltlichen Dinge: Ein Drittel meines Vermögens gehöre dem Collegium Societatis Jesu in Chamfort; das zweite Drittel etwa von mir noch lebenden Verwandten, und, wenn deren nicht zu finden sein sollten, den Armen in der Umgebung des Schlosses Riom, Departement Puy-de-Dôme, Frankreich; das letzte Drittel

gehöre, mit Zinsgenuß vom heutigen Tage ab, dem jüngſtgebornen Freiherrn von Frangart, Fritz Paul Joachim, auf Frangart in Südtirol. Ihn liebe ich, wie wenn er mein eigenes Kind wäre. Ich ſegne ihn heute, wie ich ihn von allem Anfang an geſegnet habe.

Gott ſei mit ihm und ſeinen Eltern!

Anno Domini 1884, Weihnacht.

Paul Miéville,
Frater Bonaventura S. J.

An den hochwürdigen Pater Bonaventura S. J., Chamfort (Belgien)

In deo pax!
(Aus dem Lateiniſchen überſetzt.)

Wien, 7. Februar 1894

Hochwürdiger Bruder in Chriſto dem Herrn,

ich bin Deiner Angelegenheit während der letzten Wochen mit großem Eifer nachgegangen, was mich in den Stand ſetzt, Dir heute die gewünſchten Nachrichten zu geben.

So muß ich Dir denn zu meiner großen Betrübnis mitteilen, daß das immerhin bemerkenswert unhöfliche, zehnjährige Schweigen, das Baron Frangart und ſeine Familie Dir als einzige Antwort auf Deine Briefe gegeben haben, ſich aus mancherlei traurigen Begebenheiten erklärt, die Gott, in Seiner unerforſchlichen Abſicht, über dieſe edle Familie verhängt hat. Wobei ich von vornherein dem Wunſche Ausdruck gebe, und auch der innigen Über-

zeugung, daß Er alles, so oder so, zu einem guten Ende führen werde. Denn Er hat in Seiner großen Gnade unserer heiligen Kirche drei Selige aus der Familie Frangart zugeführt, die im dreizehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von den Päpsten ritu als solche erklärt worden sind. Freilich sind, was sehr zu beklagen ist, seit dem siebzehnten Jahrhundert sieben der Herren von Frangart im Zweikampf getötet worden, allemal mit ihrem Verschulden, indem sie Frauen aus edlen Geschlechtern, obwohl selbst verheiratet, wider alle Heiligkeit der Ehe begehrt und verführt hatten.

Aber ich sehe, daß ich mich in Weitläufigkeiten verirre.

Im Hause des jetzigen Herrn von Frangart ist es folgendermaßen hergegangen: Die verehrungswürdige Freifrau von Frangart liegt seit der Geburt ihres einzigen Kindes und noch länger krank. Sie ist daher in der Gesellschaft hier persönlich nahezu unbekannt. Schon vor neun Jahren mußte sie, auf Geheiß der Ärzte, die das hiesige Klima als nachteilig für sie erklärten, in den Süden übersiedeln. Sie wohnt jetzt in dem winzigen Stammschloß der Frangarts, auf Frangart bei Sigmundskron in Südtirol. Man hat mir erzählt, daß sie dort mit

ihrem Kind zusammen in schweigsamer ununterbrochener Ruhe, ohne irgendwelche Menschen zu empfangen oder zu besuchen, die Tage hinbringe. Das Kind, Fritz P. J. Frangart, dessen zarte Schönheit in der ganzen Gegend dort berühmt sein soll, erhält seinen Unterricht von einem geistlichen Mitbruder, der von Bozen aus jeden Tag in das Schloß fährt. Er hat mir über die Begabung des jungen Herrn, über seine Leichtigkeit im Erfassen aller geistlichen und weltlichen Dinge, ebensoviel Rühmliches geschrieben wie Trauriges über seine beispiellose Trägheit und seine unerschütterliche Selbstgenügsamkeit. Er macht indes große Fortschritte; es soll mit ihm sein wie mit einem Menschen, der schon alles von selbst und von lange her weiß und den man nur daran zu erinnern braucht. Im übrigen aber lehne er alle freie Zeit an der Mauer des Schlosses, das auf einer Höhe liegt, lasse sich schweigsam von der satten Sonne des Südens bescheinen und sehe immerfort hinunter in das lichtgetränkte farbenreiche Tal.

Nach diesen Mitteilungen unseres geistlichen Mitbruders zu schließen, muß es ein sehr merkwürdiger Knabe sein; dazu kommt, daß er sich im Verkehr mit den Menschen einer ebenso

natürlichen Höflichkeit als vollkommenen Kälte befleißigt; er soll gar nicht das Bedürfnis haben, das sonst den Kindern eigen ist, sich anzuschließen und Zutrauen zu bezeugen. Die Mutter lebt sehr fromm und betet viel; aber sie liegt und träumt den ganzen Tag. Ich gebe Dir den Schluß des Briefes unseres Mitbruders in wörtlicher Übersetzung:

„Selten fährt die Freifrau mit dem jungen Herrn aus. Ihr schmächtiger Körper ist dann in Decken gehüllt, ihre tiefliegenden Augen träumen in die Ferne (die Leute hier sagen: sie hat ‚ein allwissendes Geschau', d. i. oculos omnisapientes). Sie nickt von Zeit zu Zeit langsam mit dem blassen Haupt, aber sie scheint niemand von all denen zu sehen, die sie ehrfurchtsvoll begrüßen. Bei ihrem Anblick füllen sich die Augen unserer Landbewohnerinnen mit Tränen. — Neben ihr aber sitzt ihr Sohn, der junge Herr von Frangart, und sieht kalt und gleichmütig über alle hinweg. Er ist seiner Mutter aus dem Gesicht geschnitten, nur daß seine kindlichen Züge schon hart sind, ganz wie gemeißelt, wie auf unsern ältesten Denkmälern und Bildern. Seine schwarzen Haare sind leicht gelockt, die seiner Mutter leicht ergraut.

In der Frangarter Kirche beten die Bauern

freiwillig nach jeder Messe ein Paternoster für die Gesundheit der edlen Frau im Schloß.

Ich kann gar nicht aussprechen, wie wir alle hier die beiden lieben; die Mutter ist wahrlich wie ein Hauch und Schatten aus der andern Welt, der Sohn aber, in seiner zierlichen Schlankheit, ein geborener Herr."

So schreibt unser Mitbruder in Bozen. Wenn Dich, hochwürdiger Bruder in Christo, schon manches in diesen Nachrichten betrüben wird, besonders das über die Gesundheit der verehrten Frau Gesagte, — wie wird es vollends Dein Herz zerreißen, wenn ich, nur durch Deinen dringenden Wunsch bewogen, Dir die Wahrheit über den Vater und Gemahl eröffne. Oh, über die harte Aufgabe, die Du mir gestellt hast!

In der ersten Zeit seiner Ehe soll der Baron Frangart, der noch immer in Wien Dienst macht, mit allen Zeichen eines schwerbekümmerten Menschen herumgegangen sein. Das hat sich auch nach der Geburt seines Sohnes nicht sogleich geändert. Aber als Mutter und Sohn nach dem Süden übersiedelt waren, stürzte sich der Vater in den Strudel der Welt. Wieviele leichtsinnige Dinge werden nicht von ihm erzählt! Wieviele Frauen hat er verführt, ohne auf göttliche und menschliche Gesetze zu achten!

Gilt er doch als einer der schönsten Männer der großen Gesellschaft; bei diesen Abenteuern magert er jedes Jahr mehr und mehr ab, indes erhöht dies nur die Eleganz und Geschmeidigkeit seiner Haltung. „Oh diese Taille, oh diese Taille!" kann man die verrückten Damen hier flöten hören. Seine Augen strahlen die Glut der südlichen Sonne wieder, unter der er geboren ist. (In seiner Heimat gibt es viele schöne Leute; der Rotwein macht sie schlank; die Sonne bräunt ihre stolzen Gesichter; ihre Augen sind dunkel und gefährlich. Verzeih diese Einschaltung, hochwürdiger Bruder in Christo! — spricht doch jeder gern von seinen Landsleuten!)

Der Baron Frangart lebt durchaus wie ein Junggeselle. — Alle verderblichen Eigenschaften seiner Vorfahren scheinen sich in ihm gleichsam gesammelt zu haben und, nunmehr losgelassen, ihr Spiel zu treiben. Nur ein einziges Mal, sagt man, hat er Frau und Sohn besucht und soll ärger zurückgekommen sein, als er hingefahren war.

Ein Verwandter seiner Frau, Marquis Choiseul, ist vor drei Jahren nach Wien gekommen, um ihn zur Rede zu stellen. Der Marquis bereut wohl, daß er die beiden zusammengeführt hat. Bei Sr. Majestät, unserm Kaiser, hat er sich eine Audienz erbeten. Sie

wurde ihm gewährt. „Kaiſerliche Majeſtät," ſoll er geſagt haben, „mir ſcheint, der Baron Frangart, Gemahl der früheren Komteſſe Riom, täte gut, die Armee zu verlaſſen und zu ſeiner Familie heimzukehren. Eure Majeſtät würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie ihm das ſagten." Es wird berichtet, daß Seine Majeſtät ſehr gnädig zu dem alten Herrn geweſen ſei, aber ihm ſeinen Wunſch, weil Baron Frangart eben doch ein ſehr zukunftsreicher Offizier iſt, hat abſchlagen müſſen. Es läuft überdies eine kurioſe Anekdote um: Seine Majeſtät fragte den Marquis Choiſeul, ob er in Frankreich irgendein öffentliches Amt bekleide. „Votre Majesté Impériale," antwortete der Marquis, „nous autres les Choiseuls, nous n'avons point accepté de charge publique depuis 1789. Après la revolution, cela n'aurait pas été digne de nous ni de nos traditions." „Ah!" ſagte Seine Majeſtät lächelnd, „voyez, cher marquis, vous êtes donc de beaucoup plus nobles que moi, qui exercez-là le métier d'empereur!" — „Loin de moi cette pensée, mais votre Majesté Impériale l'exerce par grâce de Dieu et non pas en France." Man hat den alten ſtolzen Herrn ſehr reſpektiert. —

Bevor er von hier abreiſte, enterbte er den

Baron Frangart, der viel Geld verbraucht hat, zugunſten ſeiner Frau und ſeines Sohnes.

Eine Dame der hieſigen Geſellſchaft, die den Baron Frangart auf eine verrückte Weiſe, und ſo liebte, daß man ſich öffentlich darüber moquierte, ſoll ihm tags darauf zwanzig Tauſendkronenſcheine ins Haus geſchickt haben. Sie hatte einen Zettel beigelegt: „Wenn nötig — Fortſetzung folgt.“ Als die lächerliche Dame den Nachmittag dieſes Tages an ſeinem Haus vorüberfuhr, ſtand er ſchon am Fenſter, zerriß, ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen, die zwanzig Scheine in kleinſte Stücke und ließ ſie hinunterflattern. „Wenn nötig — Fortſetzung folgt!“ ſchrie er dabei wiederholt. Die Dame mußte Wien verlaſſen, um dem Geſpött zu entgehen, das ſich allſeitig laut erhob. Aber ſie iſt leider nicht die einzige, die ſeinetwegen Ehre und Achtung in der Geſellſchaft verloren hat. — Seine religiöſen Pflichten erfüllt der Baron Frangart regelmäßig. Auch ſoll er an manchen Tagen in bitterſter Melancholie und Einſamkeit das Zimmer hüten. Aber nachher beginnt er das unſinnige Leben von vorn, und ohne daß auch nur eine Spur von Wandel der Geſinnung erſichtlich würde. Gott behüte ihn vor einem unchriſtlichen Ende!

Dies, hochwürdiger Bruder in Christo, ist die bedauerliche Wahrheit über den Baron Frangart. Wenn er Dein Freund ist, wie es nach Deinem Briefe scheint, so bete unablässig für ihn! Wenn er es nicht ist, bete trotzdem!

Ach, hochwürdiger Bruder, manchmal denke ich mir, wieviel ruhiger und angenehmer mein Leben verflösse, wenn ich es irgendwo auf dem Lande und nicht hier, in einer Pfarrei, zu der fast ausschließlich die Menschen der großen Gesellschaft gehören, zubrächte. Wieviel weniger Dinge erführe ich dann, die mein und nunmehr auch Dein Herz mit Sorge erfüllen!

Aber wir müssen dort ausharren, wohin wir gestellt sind. So liegt es im Sinne der Vorsehung, Welcher Dich hiermit empfiehlt

Dein Dich liebender Bruder in Christo
Canisius S. J.

Eine Zeitungsnachricht

In der Nacht vom vierten auf den fünften April 1896 erhielt Pater Bonaventura ein Telegramm des Paters Canisius aus Wien, mit den kurzen Worten: „Baron Frangart gestorben. Brief folgt." Der Brief kam expreß am Mittag des nächsten Tages. Er enthielt einen Ausschnitt aus einer Wiener Zeitung, nebst einer, offenbar in der Eile deutsch abgefaßten Bemerkung von der Hand des Paters Canisius.

Die Zeitungsnotiz lautete (im zeitungsdeutsch, nicht übersetzt): „Heute morgen verschied unerwartet rasch eine der hoffnungsvollsten Zierden der österreichischen Armee, Hauptmann Baron Frangart. Die Nachricht wird allgemein mit Bedauern aufgenommen werden, indem wohl jeder, der mit Baron Frangart, sei es nun dienstlich oder in persönlichem Verkehr, zu tun gehabt hat, das beste Andenken an ihn

mit fortgenommen haben dürfte. Über die Ursache des so plötzlichen Todes hüllen sich die maßgebenden Stellen in tiefstes Stillschweigen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man das Ableben des Baron Frangart mit einem Ehrenhandel in Verbindung bringt. Die Beerdigung findet in aller Stille zu Frangart in Südtirol statt, wo der jäh Verschiedene in der Familiengruft beigesetzt wird."

Diese Notiz war von folgenden lakonischen Worten des Paters Canisius begleitet:

„Baron Frangart ist tot. Er hat sich öfter duelliert als zulässig wäre, selbst wenn man darauf baut, daß einem Gott wohl will. Der Baron hat nach dem tödlichen Schusse noch zwei Stunden gelebt, und somit war ihm die Gnade gewährt, die heiligen Sterbsakramente zu empfangen, aus meiner eigenen unwürdigen Hand, und im Schoße unserer Kirche zu sterben. — Er hat mir für Dich, geliebter Bruder, ein Schriftstück übergeben lassen, das ich jedoch nur Dir persönlich auszufolgern habe. Ich nehme also an, daß ich, obzwar der Anlaß tieftraurig ist, die Freude haben soll, Dich bald zu umarmen

als Dein niedriger Bruder in Christo
Canisius S. J."

Pater Bonaventura, der nur die Zeitungsnotiz genau und die Zeilen des Paters Canisius sehr flüchtig, ja gegen den Schluß hin gar nicht las (es fiel ihm beschwerlich, deutsche Handschrift zu lesen), erbat sich von seinem Obern einige Tage Urlaub zur Reise nach Frangart; er ging dabei von der Meinung aus, daß er im gegenwärtigen Moment der Witwe und dem jungen Baron Fritz mit Rat und Tat nützen könne.

Einige Stunden nach Mittag befand er sich schon auf der Fahrt nach München—Innsbruck—Bozen. Er saß kaum im Zuge, da traf im Ordenshaus ein Telegramm des Alten auf Choiseul ein, das die merkwürdigen Worte enthielt: „Wissen Sie, daß Baron Frangart tot ist? Sie brauchen nicht zu seiner Beerdigung zu fahren, da ich wahrscheinlich selbst hinkomme. Choiseul."

Da Pater Bonaventura nun schon einmal unterwegs war, hielt man es im Hause nicht für nötig, ihm diese Depesche nachzusenden.

Die Verſuchung

er Zug, der den Pater Bonaventura gegen München führte, war gerade in Ingolſtadt ausgelaufen. Die Reiſenden mußten die Betten der Schlafwagen verlaſſen und ſich ankleiden. Pater Bonaventura, der ja in Deutſchland ſein Ordenskleid nicht tragen durfte, ſteckte heute in einem karrierten engliſchen Reiſeanzug. Er lächelte, als er ſich, im Spiegel des Coupés, in dieſem weltlichen Äußern erblickte. Seit beinahe zehn Jahren, ja, ſeit 1884, hatte er ununterbrochen das Habit ſeines Ordens getragen. Wie merkwürdig, daß er das Kleid der Welt, das er bei der Hochzeit ſeines Freundes ausgezogen hatte, nunmehr bei ſeiner Beerdigung zum erſten Male wieder anzog!

Draußen ſchien es Tag werden zu wollen; aber man ſah nichts von der Landſchaft, da ein dichter Nebel alles verdeckte.

Pater Bonaventura blickte, wie zufällig,

nochmals in den Spiegel. Er fand, daß er sich immerhin noch gut machte in diesem englischen Stoff. Plötzlich ertappte er sich bei seinen Gedanken und errötete. In leiser Verwirrung fing er an zu beten und suchte den weltlichen Sinn zu verscheuchen. Er betete, bis der Zug durch den dichtesten Nebel in München einfuhr. Das war gegen sieben Uhr, und er wußte, daß er hier genügend Zeit haben werde, seine Messe zu lesen, da der Zug erst gegen neun Uhr nach Bozen weitergehen sollte. Er nahm sich am Bahnhof einen Wagen und fuhr durch die graue Neuhauserstraße, deren häßliche moderne Häuser seltsam übernächtig aussahen, zum Lieb-Frauendom. In der Sakristei legitimierte er sich und las dann die Messe an einem der alten Altäre dieser dunkeln und doch so farbenreichen, fast südlichen Kirche. Er las die Messe im schwarzen Ornat, für das Heil der Seele des Baron Frangart. Zum ersten Mal dachte er dabei eigentlich mit vollem Bewußtsein an dessen Tod und fühlte sich tief erschüttert. Und während er die Episteln überlas, blieb er stecken, und seine Gedanken irrten weit ab. Jene schreckliche Nacht fiel ihm ein, die Hochzeitsnacht des Baron Frangart, für den er jetzt diese Messe aufopferte. Sein geistiger

Blick ſenkte ſich in die grauſige Tiefe des Geheimniſſes, worin Gottes Ratſchluß unerforſchlich gehüllt iſt. Eine zarte Trauer beſchlich ſeine Seele. Wie, wenn er damals vorausgeſehen hätte, daß Baronin Frangart in zwölf Jahren Witwe ſein werde? ...

Aber wiederum regte ſich ſein ſtets wachſames und geſchultes Gewiſſen, das gleich einem mißtrauiſchen treuen Hunde vor der Pforte ſeiner Seele lag, um jeden unerwünſchten Gedanken, der da Eintritt ſuchte, mit ſeinen Biſſen zu töten, — und verwies ihm, zum zweiten Mal am heutigen Tage, alle weltlichen Gedanken. Er zürnte ſich ſelbſt, daß er ſich ſo wenig in der Gewalt hatte; er ſuchte eine Entſchuldigung und ſchob ſeine Zerſtreutheit auf den Umſtand, daß er der genügſamen Stille ſeines Ordenshauſes ſo plötzlich entrückt worden ſei. Verloren blickte er noch einen Augenblick in das ſchwermutsvolle Dunkel der Kirche hinein und las dann, nach einem langen Seufzer, die Meſſe weiter. Beim Paternoſter ſprach er den Satz: „et ne nos inducas in tentationen" zwei, dreimal ...

Verträumt, müde und ſchläfrig ſaß er um neun Uhr wieder im rollenden Zuge. Der Halbſchlaf brachte ihm längſt verſunkene Bilder

zurück: er ſtand mit Komteſſe Riom am Fenſter des Schloſſes Choiſeul. „Sehen Sie, Miéville, wie ſchön!“ rief ſie, auf irgendeinen Baum hinausdeutend, und legte ihre zarte Hand in liebenswürdiger Erregung auf ſeinen Arm. Und der Schlafende erſchauerte, wie er damals im Wachen erſchauert war ...

Dann aber warf er ſeine Schläfrigkeit von ſich, ging auf den Korridor des Wagens hinaus und lehnte ſich betrübt an das geſchloſſene Fenſter. Draußen ſenkten ſich Wolken von Schnee auf die farbloſen Felder herab, in dichten ſchweren Flocken. Die nahen Berge wurden in verſchwommenen Umriſſen ſichtbar; auch ſie waren ganz mit Schnee bedeckt. Ach, dieſer rauhe einförmige deutſche Winter! Das Blut des Romanen regte ſich in ihm und erbitterte ſich gegen die Monotonie der Landſchaft. Dann wieder bezwang er ſich und verfiel in Nachdenken. Ja, ein ſolches Klima mußte rauhe, tapfere und genügſame Menſchen erzeugen. Er erinnerte ſich einiger Deutſchen in ſeinem Ordenshaus. Welch ſtrenge, unbeugſame und doch im Gehorchen ſo bewundernswerte Menſchen! Ihre Heimat iſt unwirklich und erlaubt ihnen nicht, ſich ſchnell zu verbrauchen. Sie ſind ſo langſam im Genuß und in der Entwicklung —

mehrere Jahrhunderte hinter den romanischen Rassen zurück, die sich um soviel schneller verzehren als sie schneller leben ... Wie gerade und zielbewußt war der Weg, den diese Deutschen eben jetzt gingen! Wie machtlos erschienen ihm in diesem Augenblicke, trotz ihrer Gewandtheit, die Romanen, gegen diese kriegerische deutsche Nation, die sich mit der zermalmenden Langsamkeit ausbreiten würde, mit der sie schon einmal, nach dem römischen imperium, die leichtlebigen verglühenden südlichen Völker überwunden hatte ...

Sein Auge füllte sich mit Tränen. Oh, es war alles umsonst, es war nicht mehr anzukämpfen gegen dieses gelassene streng erzogene Volk! Was half alle romanische Geschmeidigkeit, aller élan gegen das schwerfällige, aber unerbittliche Vordringen dieser immer noch jungen Nation!... Er dachte an die anarchischen Zustände Frankreichs und an die bettelhafte Fremdenindustrie Italiens. Und wieder traten ihm Tränen in die Augen.

Der Zug verließ Innsbruck. Und während er den Brenner hinauffuhr, in langsamen keuchenden langweiligen Windungen, dem Auge des Romanen die ganze widerwärtige Häßlichkeit der ungeschlachten weißgrauen Bergmassen preis-

gebend, knüpften sich Bonaventuras Gedanken fort. Er schaute zurück in die deutsche Geschichte. Welches merkwürdige Schauspiel! Die Germanen hatten die römische Weltherrlichkeit zerstört. Aber war es nicht ein Symbol ihrer vornehmen Anerkennung einer vornehmen, älteren Kultur, daß sich Karl der Große vom Papst die deutsche Kaiserkrone verleihen ließ? ...

Oh die katholische Kirche! Ihre Organisation war das verfeinerte, zu längstem Leben bestimmte Erzeugnis römischen, romanischen Geistes. Und vor ihm hatten sich die Germanen, trotz politischer Übermacht, gebeugt! ... Wie gut verstand er auch jenen armen jungen deutschen Kaiser, den sie den Römling nannten! Wie fühlte er ihm nach, daß er alle Machtfülle für nichts achtete gegen die überlegene Geistigkeit einer älteren Kultur! ... Lange umarmten die Gedanken des Abbé voll Mitleid das Geschick jenes deutschen Kaisers, der sein Herz im Süden hatte und seinen Thron im Norden.

„Der abscheuliche Brenner" (wie ihn der Abbé in Gedanken nannte) war endlich überwunden. Schneefreie, farbreichere Bergspitzen wurden sichtbar. Der Himmel bläute sich und erschien höher als vordem. Bäume, Häuser und Menschen gewannen erst Form und Ausdruck

in der durchsichtigen reinlichen Luft, die hier wehte. Und als der Zug in Franzensfeste hielt, sah Bonaventura mit tiefster Rührung zu der warmen strahlenden Sonne empor.

Oh der Süden! Der klare, ausgebreitete, farbige, plastische Reichtum des Südens! Und zum dritten Mal während dieser Fahrt, in deren weißgraue und grauweiße Dürftigkeit er mit Schaudern zurückblickte, fühlte sich Bonaventura dem Weinen nahe, aus jenem heimatlichen Gefühl der Dankbarkeit heraus, mit dem er die satte, lebensfrohe, südliche Landschaft als blutsverwandt, als romanisch umarmte ... Er stand an der Mauer des Bahnhofes, schloß in seligem Taumel die Augen und ließ sich von der mächtigen triumphierenden Sonne mit reinstem Licht überfluten. „Du armer junger deutscher Kaiser!" murmelte er, „ich versteh Dich so gut! ... Wärest Du hier, ich würde Dich streicheln, Dich liebkosen, Dich umarmen. Ich würde zu Dir sagen: laß diese nordische Macht, dieses schläfrige Ansehen, das Du dort genießt! Was liegt noch am Ansehen, wenn es einen friert! was liegt an der Macht, wenn sie sich über graue Länder erstreckt! Komm, hier hast Du heimgefunden! Ja, richte Deine Augen aufwärts! Hier ist der Himmel nicht so niedrig,

daß man mit dem Kopf anstößt, wie drüben. Hier ist es warm; hier strahlt die Sonne wie hunderttausend Diamanten. Hier wölbt sich der Himmel so hoch, daß Du ihn nicht ermessen kannst. Hier leuchten Farben, Farben! Hier schlummern noch Rätsel. Hier kannst Du noch irr gehen; niemand nimmt es übel. Hier darfst Du noch weinen, lachen, schreien, singen! ..."

Bonaventura hielt voll seelischer Bewegung inne in seinem Gespräch. Er genoß immerfort die weiche Luft und die liebevollen Strahlen der Sonne; aber zugleich starrte er betroffen, wie als ob er eine ferne oder nahe Gefahr sähe, in die Leere ... Schließlich schüttelte er heftig den erhitzten Kopf; denn er wußte keineswegs, woran er mit sich war —

Er wußte es auch noch nicht, als er wieder in den Zug einsteigen mußte, der nun gegen Süden weiterging. Wie um sich zu erlösen, lenkte er seine Gedanken wieder ins Allgemeine. Der heiße leidenschaftliche mystische Charakter der romanischen Frömmigkeit erhob sich vor seiner Seele; und, in natürlicher Verbindung mit dem kalten Bild des Brenners, die Gestalt des deutschen protestantischen Reformators, der den Gottesdienst vereinfacht, erklärt und ernüchtert

hatte. Er verglich im Geiſt katholiſche und proteſtantiſche Kirchen: den von allen Seiten mit jahrhundertelanger Begeiſterung geſchaffenen Reichtum der einen, und die gewollte rauhe, nackte Armut der andern. Nein, er als Romane, würde die Proteſtanten nie verſtehen! Aber er verſtand, daß dieſe Art der Verehrung Gottes bei den Deutſchen Boden gewinnen konnte. Und er erſchrak einen Augenblick vor der herben preußiſchen Größe, vor ihrer unwirtlichen Einfachheit, vor ihrer kalten Ruhe ... Und mit einem Male war es ihm, als ob er eines der Grundgeſetze der religiöſen Entwicklung europäiſcher Raſſen entdeckt hätte: der romaniſche Geiſt, ins Glühen gebracht durch die reiche lachende Sonne des Südens, ſuchte nach allen Geheimniſſen, nach allen Verwicklungen der Seele; die Germanen aber, denen eine immerfeuchte Luft die Sonne und den Himmel verdüſterte, ſtrebten nach Klarheit, nach Vereinfachung ... Von da aus glaubte er lebhaft und deutlich einen ewigen Unterſchied zwiſchen romaniſcher und germaniſcher Kultur zu erkennen; denn ſchließlich war doch für ihn das religiöſe Leben die Quelle aller Kultur ... Jetzt alſo, gingen ſeine Gedanken weiter (und ſeine milden, dunklen Augen umflorten ſich), war die Zeit gekommen, wo die

Germanen ein zweites Mal den Primat in Europa übernehmen sollten ... Ach, sein romanischer Stolz ertrug diese Vorstellung nicht! Er flüchtete sich in die ihm heilige Idee eines imperiums der katholischen Kirche. War die katholische Kirche nicht in Europa die Kulturmacht mit der längsten, reichsten Tradition! Vielleicht lag es im Willen Gottes, durch die ungebrochene Jugend der germanischen Rasse jenen Geist des Materialismus überwinden zu lassen, der sich im vergangenen Jahrhundert der romanischen Staaten gleich einer verheerenden Perversität bemächtigt hatte! Und wer war berufener als die Deutschen, dieses einfache kriegerische Volk, jenen zersetzenden Geist niederzukämpfen, der ihm selbst noch so fremd war! Dann aber, wenn diese weltgeschichtliche Aufgabe gelöst war, — war dann nicht der Boden bereitet für die allgemeine Versöhnung der Rassen, die er nur im religiösen Sinn begreifen konnte! Und wessen Aufgabe konnte hinwiederum diese weite religiöse Versöhnung sein, wenn nicht die der katholischen Kirche, der „ecclesia triumphans", wie sie geweissagt war ... Und überwältigt von dieser Vision, an die er als Romane glaubte und als Katholik glauben mußte, hob er wie segnend die Hände über die in der

heiteren südlichen Sonne ausgebreitete, farbenreiche, plastische Landschaft ...

*

Gegen vier Uhr nachmittags war Pater Bonaventura in Bozen angekommen, fuhr mit seinem Gepäck, um keine Zeit zu verlieren, rasch in das nächste Hotel, erkundigte sich in aller Eile nach Lage und Entfernung von Frangart und ließ sich sofort einen Wagen holen. Frangart liegt ja von Bozen nur anderthalb Wegstunden südlich. Dann ging der Pater auf sein Zimmer, um sich zu waschen und um seine Kleider zu wechseln; denn hier in Österreich stand es ihm frei, das Ordenshabit der Jesuiten anzulegen. Nachdem er sich Hände und Gesicht gereinigt hatte, überlegte er einen Augenblick, ob es sich verlohne, heute noch das Habit zu tragen. In der großen Eile aber, die er hatte, der Witwe Baronin Frangart seine Teilnahme zu versichern und ihren Sohn kennen zu lernen, vergaß er, wie es schien, auf das was er überlegen wollte, ergriff seinen Hut, ging eiligen Fußes die Treppe hinab und schritt auf den wartenden Wagen zu. Es war ein offener Landauer, und als Pater Bonaventura den Fuß aufsetzte, um einzusteigen, erinnerte er sich

plötzlich wieder des Habits. Indessen wollte er nicht mehr umkehren, nahm entschlossen Platz und mahnte den Kutscher zu rascher Fahrt. Es läßt sich schwer sagen, was während der wenigen Sekunden in ihm vorging. Die Frage, ob er nicht lieber nochmals auf sein Zimmer gehen und das geistliche Gewand anlegen sollte, war in ihm leise wach geworden, gleich einer stillen Welle, die sich auffreiselt im See der Seele. Aber der Hufschlag der Pferde und das Rollen der Räder töteten diese Frage.

Bonaventura betete sein Brevier und sah von Zeit zu Zeit auf, über die blühenden Gärten und Wiesen hinweg. Er fuhr durch Gries und dann auf stiller, abendlicher Straße durch Sigmundskron. „Dort oben liegt Frangart, gleich neben der Kirche," bemerkte der Kutscher und zeigte mit der Peitsche auf die Höhe. Bonaventura berechnete, daß es höchstens noch fünfzehn Minuten zu Fuß sein könnten, und ließ den Kutscher halten, mit der Weisung, ihn hier zu erwarten. Der stellte sein Pferd im Gasthof rechts an der Straße ein und begab sich in die Wirtsstube. Der Pater aber stieg, von merkwürdigen und unerklärlichen Gefühlen beherrscht, die Straße nach Frangart hinauf.

Er ging ziemlich schnell, hielt aber zuweilen

an, und sah in das Tal herunter, wie um sich an dessen Freundlichkeit Mut zu holen. Die Abendsonne senkte sich gemächlich, breit und reif; sie stand nur noch wenig über den Bergen.

Bonaventura näherte sich der Kirche. An der Friedhofsmauer, die sie umgab, lehnte, die Arme über die Brust gekreuzt, ein Knabe. Er lehnte dort und sah dem Herankommenden gleichmütig entgegen. Gekleidet war er in schwarzen Samt, und um die Hüfte war ihm eine schwarzseidene Schärpe geschlungen, deren Fransen zu seiner Linken nachlässig herabhingen. Er trug einen leinenen Kragen, gerändert mit zierlichen Spitzen, dessen Enden breit auseinandergingen, der schlanke Hals lag bloß. Träg und gleichmütig war die ganze Haltung des Knaben, aber trotzdem nicht schlaff und nicht ohne Stolz. Seine seidenen, weichen, schwarzen Haare waren ein wenig gelockt und trugen keinerlei Bedeckung. Lange lange Wimpern beschatteten die dunkeln, mandelförmigen Augen, deren Weiß durch bläulichen Schimmer gemildert war; der Mund des Knaben war halb geschlossen und zeigte seine stolzen Linien. Die Nase erschien schlank und gerade. Die merkwürdig kleinen Ohren waren fast unter den Haaren versteckt. Seine Figur war von

liebenswürdigſter Zartheit in ihren weichen und doch ſo beſtimmten Formen. Durch die leichten Strümpfe, die an die Kniee gingen, verriet ſich ein geſchmeidiges ſchlankes Bein. So lehnte er an der Friedhofsmauer und ſah Bonaventura ohne jede Neugier ruhig entgegen.

Bonaventura blieb, unter einem tiefen Atemzuge, ſtehen. Sein Herz klopfte laut. Er wollte die Arme ausbreiten und rief halblaut: „Mein Sohn! ...“ Mit einem einzigen heißen Blick hatte er die ſeltſame Ähnlichkeit zwiſchen ſich und dem Sohne der Komteſſe Riom, der Baronin Frangart, erfaßt. Und er trank dieſe Ähnlichkeit förmlich in ſich hinein ...

Mittlerweile hatte der Knabe die Augenlider etwas hochgezogen, um den Kommenden ſchärfer anzuſehen. Plötzlich ſchien ſeine reizvolle, zarte Figur ein leichtes Beben zu durchlaufen. Aber das dauerte nur kurz. Dann ſtand er wieder vollkommen ruhig und kalt, nur ſein Mund öffnete ſich leicht zu einem Lächeln. „Er ſieht aus wie ein älterer Bruder von mir,“ dachte er.

Bonaventura ſeinerſeits hatte ſich auch geſammelt, fühlte, daß er dieſes Anſtarren nicht eine Sekunde länger fortſetzen durfte, und ſchritt, den Hut lüftend, auf den Knaben zu. Dieſer

nahm die gekreuzten Arme auseinander, ließ sie sinken, rückte ein wenig von der Friedhofsmauer ab und sagte mit leichter Verneigung: „Baron Frangart."

„Ich bin Paul Miéville," antwortete Bonaventura.

„Ah, Herr Paul Miéville, Pater Bonaventura aus Chamfort, Freund von Maman und Papa?" fragte der junge Baron.

Dieser bejahte unter leichtem Erröten: sei es, daß ihm das Benehmen des Knaben zu stolz erschien, sei es, daß er die Korrektur oder vielmehr den Zusatz zu dem Namen, mit dem er sich vorgestellt hatte, fast wie eine Zurechtweisung empfand.

„Es ist mir eine große Ehre, Euer Hochwürden kennen zu lernen," sprach Frangart ruhig zu ihm. „Sie können Baron Frangart nicht mehr sehen; der Sarg ist geschlossen und steht aufgebahrt in der Kirche. (Dabei verneigte er sich ernst und langsam in der Richtung nach dem Portal). Ich werde Sie selbst bei Baronin Frangart, meiner Maman, melden." Das kleine Schloß derer von Frangart lag wenige Schritte von der Kirche entfernt. Drei schlanke, schwarze Zypressen auf jeder Seite begrenzten den Weg. Die Mauern des Schlosses

waren rötlich verwittert. Es ſchien verſchiedene Male umgebaut worden zu ſein; ein Teil war mit dem Hauptgebäude läſſig durch einen Mauerbogen verbunden; ein freiſtehender Turm, der früher einmal eine der Ecken abgeſchloſſen haben mochte, war durch Um- und Anbauten jetzt, lächerlicherweiſe, in den kleinen Hof gedrängt, den man durch jenen Mauerbogen ein wenig überſah. Die Fenſter ſtaken tief in der Mauer und gaben dem Schloß, das in lautloſer Ruhe dalag, den Ausdruck der Erwartung. Der junge Baron ſchritt ein wenig vor Bonaventura her, der ſeine elaſtiſche, liebenswürdige Knabengeſtalt mit den Blicken maß und ſich entzückt fühlte von ihrer Zierlichkeit ... „Ah, j'avais oublié que vous êtes Français, vénérable Père!" unterbrach dieſer jetzt das kurze Schweigen, „je vous demande mille fois pardon, vous n'avez peut-être point compris ce que je viens de vous dire?" „Ich verſtehe wenig Deutſch, aber ich habe Sie verſtanden, Baron;" antwortete der Pater lächelnd und zugleich erſtaunt über ſoviel Selbſtverſtändlichkeit und Sicherheit der Form bei einem ſo jungen Menſchen. Einen Augenblick dachte er, mit zarter Trauer, an ſeine eigene illegitime Abkunft, und daß er als Knabe ſehr ſchüchtern geweſen war. Wie durchdrungen

vom Glauben an ſeine gute Raſſe erſchien der ſchöne Junge! — Dieſer nun öffnete das Tor und ließ Bonaventura eintreten in den dunkeln, breiten und überwölbten Gang, der mit dicken Teppichen belegt war und den Schritt bis zur Unhörbarkeit dämpfte. Eine Dienerin erſchien und führte Bonaventura in das Empfangszimmer, während der junge Baron gelaſſen die Treppe hinaufſtieg, um ihn ſeiner Mutter zu melden. Als er oben war, ging er den Gang hinunter bis an das letzte Zimmer und klopfte leiſe. Ohne Haſt betrat er das alte, niedrige Zimmer, deſſen Decke in Holztafeln abgeteilt war und auf den kleinen quadratiſchen Feldern verblaßte Bilder zeigte. Die Möbel ſchienen wohl neu zu ſein, aber vermieden alle modernen Formen. Ein alter, ſchwerer Leuchter, aus getriebenem Silber und im Stile des Barock, hing über dem Tiſch, der in der Ecke ſtand, nahe am Fenſter, und vom milden ſchiefen Licht der Abendſonne noch einige Strahlen auffing. Am mittleren Fenſter ſaß in einem niedrigen Fauteuil die Baronin Frangart. Um ihre Schultern hing ein tiefgrüner Shawl, der ſich grotesk vom Halbdunkel des Zimmers abhob. Mit großen verträumten Augen ſah ſie ihrem Sohn entgegen, der ihre Rechte am Handgelenk

küßte (ſchon als dreijähriges Kind hatte er mit Vorliebe dieſes unvergleichlich zarte Handgelenk geküßt) ... „Herr Paul Miéville, Pater Bonaventura aus Chamfort, iſt hier. Willſt du ihn empfangen?“ „Fritz! ...“ „Maman?“ „Paul Miéville?“ — „Ja, Herr Miéville. Denk dir, Maman, ein Pater im engliſchen Reiſeanzug! Und ſieht aus, wie wenn er mein älterer Bruder wäre!“ Während dieſer leichten kindlichen Worte betrachtete er aufmerkſam, aber mit reſpektvoller Zurückhaltung das Geſicht ſeiner Mutter. Dieſe atmete lebhaft und warf einen langen ſeltſamen Blick zur Kirche hinüber. Ein kurzes Schweigen entſtand. „Fritz, willſt du mit mir und Herrn Miéville zuſammen Abend eſſen? Nein, das nicht, natürlich nicht, ſo lange darf er ſich nicht aufhalten ... Ich meine, du möchteſt Herrn Miéville ſelbſt heraufführen ... Er kommt von weit her und kann wohl noch eine Stunde bleiben.“

Es mochte jetzt gegen ſieben Uhr abends ſein. Der Schall der Aveglocke klang von der nahen Kirche ungebrochen und tief durch die leichte Luft. „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botſchaft und ſie empfing vom Heiligen Geiſt.“ Während die Baronin wieder mit langen ſeltſamen Blicken zur Kirche hinüber-

ſah, betete ſie mechaniſch die heiligen Worte. Und der heutige Traum des Pater Bonaventura, der nunmehr ſeinen Weg gemacht hatte, ſtand jetzt auch vor ihrer Seele. Ein Fenſter im Schloß Choiſeul... Die Trauer der Baronin war zart wie das Blatt der Mimoſe, das ſich zuſammenlegt beim leiſeſten Windhauch ... Ihre Trauer wurde ſogleich getötet durch den ungebrochnen Schall der Glocke.

Aber die Erinnerung war wach und ebenſo ungebrochen wie der Glockenklang dort drüben ... Sie hatte ihre Bilder gerettet, weil ſie in ſo langen Jahren des Krankſeins nichts Neues erlebt hatte... Und was den armen Toten betraf: hatten ſie ſich nicht ſchon nach wenigen Wochen innerlich voneinander getrennt!...

Paul Miéville, lieber Paul Miéville, einige Wochen braucht man doch, um zu erwachen, um zu verſtehen!...

Oh allmächtiger Gott, warum läßt du uns nicht ſo lange Zeit, warum bindeſt du uns ewig?...

Ach, die Glocke ſchweigt nicht ...: „Und Maria ſprach, ſieh, ich bin eine Dienerin des Herrn — mir geſchehe nach deinem Wort! gegrüßt ſeiſt du, Maria, voll der Gnaden, der Herr iſt mit dir ...“

Miéville, du wäreſt nicht im Kloſter, wenn

du gewußt hätteſt, wie edel Frangart war. Er iſt ſchweigend von mir gegangen, ohne ein Wort der Klage, der edle Frangart! ...

Aber man konnte das göttliche Band nicht löſen, die heilige Kirche ſcheidet nicht ... Oh unerforſchlicher Gott!

Die Glocke, wieder die Glocke! ... „Und das Wort iſt Fleiſch geworden und hat unter uns gewohnt ..." Das Wort, ach, das Wort, das Wort, war Miéville ... Armer, edler Frangart, wie weh habe ich dir getan in jener Nacht, mit dem Wort, mit dem Schrei ... Oh verlorene Jugend, oh Schrei der Sehnſucht! ... Der Schrei war Miéville ... Und iſt Fleiſch geworden ... Frevel, grauſiger Frevel! ... Fritz! ...

*

Endlich war die Baronin wieder zu ſich gekommen. Pater Bonaventura ſtreichelte leiſe ihr weiches, leichtergrautes Haar und ihre ſchmale, zitternde Hand. „Ach, Baronin," ſagte er und verſuchte zu lächeln, „wir ſind beide alt geworden." Aber vielleicht ſagte er das nur, um alles als unbedeutend hinzuſtellen, zum Beiſpiel, daß er, Pater Bonaventura, über eine ſiebenundzwanzigjährige Frau geneigt war.

Der junge Baron ſaß mit übereinander-

geschlagenen Beinen auf einem Stuhl und starrte zu Boden; aber in seinen Augen lag jene Glut, welche ist wie eine Fackel, mit der man hineinleuchtet in die Irrgänge, in die dunkeln Winkel der Geheimnisse.

Die Baronin Frangart und Bonaventura hatten sich mehr und mehr gefaßt. Sie saßen zusammen mit dem jungen Baron am Tisch, unter dem Scheine der grellroten Kerzen. Der grüne Shawl, den die Baronin trug, leuchtete noch mehr als vordem. Die drei Menschen sprachen von belanglosen Dingen. Und Bonaventura, der jetzt wieder Muße fand, den jungen Frangart zu beobachten, merkte nicht ohne Kummer, daß dieser auch ihm gegenüber den Ton kalter Höflichkeit niemals verließ. „Euer Hochwürden haben eine beschwerliche Fahrt gehabt." „Euer Hochwürden belieben . . ." „Euer Hochwürden wollen verzeihen, daß ich schon gute Nacht sage . . ." Und er empfahl sich, ohne irgend etwas anders als Formeln gesprochen zu haben.

„Auch ich werde gleich gehen," sagte Bonaventura. „Die Rücksicht auf Ihr Befinden verlangt es." Die Baronin antwortete nicht, sie machte nur eine leichte, verneinende Bewegung mit der Hand.

Es entstand ein langes Stillschweigen. Da begegneten sich ihre Blicke und ließen nicht mehr voneinander. Aber sie schwiegen ...

Pater Bonaventura ergriff die Hand der Baronin. „Sehen Sie, Baronin, ich könnte .. Vielleicht, daß der heilige Vater in Rom ... Ich könnte wenigstens den Versuch machen .. Vielleicht, daß man einen Grund findet, meine Weihe ungültig zu erklären .. Vielleicht .. Oder aus großer Güte ..."

Ein abgründliches Schweigen wurde von dem zitternden Schein der Kerzen beleuchtet. Da öffnete sich die Tür, und in langem, weißem, seidenem Nachthemd, das die grazile Schönheit schlanker Formen durchscheinen ließ, trat Fritz Frangart mit geschlossenen Augen ein. Die Bronzefarbe des Gesichts, die langen langen Wimpern und das gelockte schwarze Haar kontrastierten seltsam mit dem glänzenden Weiß des Hemdes.

Die Baronin wollte aufschreien, aber Bonaventura legte ihr leis die Hand auf den Mund. „Laßt ihn, Baronin," flüsterte er, „laßt ihn!" Fritz Frangart setzte sich mit überschlagenen Beinen auf einen Stuhl ... „Aber warum liest Herr Miéville den Brief nicht selbst," fragte

er und neigte, wie in Erwartung der Antwort, den Kopf vor . . . „Aber ist das nicht indiskret?“ begann er nach einigen Sekunden . . . Nun hob er die Hände, als ob sie irgend etwas hielten, und las zögernd: „Lieber Freund Miéville-Bonaventura, ich werde vielleicht morgen schon tot sein. Es ist meine letzte Pflicht, Dich zu warnen. Bevor Du irgend etwas unternimmst, frage den alten Choiseul, was er von Deiner Herkunft weiß. Als Ihr, Komtesse Riom und Du, einmal am Fenster standet und ich mit dem Marquis bei seinem schwersten Bordeaux saß, fing er an zu plappern und fragte mich lächelnd: ‚Sehen sie nicht aus wie zwei Geschwister?‘ Als ich ihn ausfragen wollte, war er plötzlich nüchtern geworden.

Nimm Dich in acht, Miéville! Choiseul war keiner, der zufällige Vergleiche gebraucht hätte! Na, Du bist ja im Kloster. Leb wohl!

Dein alter

Frangart.“

Fritz Frangart schwieg. „Ja,“ begann er schließlich, „das ist auch merkwürdig, Pater Bonaventura sieht aus wie mein älterer Bruder. Er könnte sogar mein Vater sein . . . Und Maman sieht er sehr ähnlich.“

Von da ab sprach er nichts mehr. Er lehnte

sich in den Stuhl zurück wie in die Kissen eines Bettes. Sein Atem ging vollkommen gleichmäßig. Nach einer Weile starren Wartens erhob sich Bonaventura auf den Fußspitzen, um kein Geräusch zu verursachen; die Baronin öffnete bedachtsam die Türe und ging voran. Bonaventura hob den Knaben vorsichtig auf seine Arme und folgte ihr. Durch das leichte Hemd fühlte er, wie das Blut in dem kleinen, schmächtigen und zierlichen Körper kreiste. Er legte den jungen Baron in sein Bett und bedeckte ihn. Dann verließen sie auf den Fußspitzen das Gemach.

*

Im andern Zimmer aber weinten sie miteinander. Und dann wieder wurden ihre Augen heiß und trocken; sie konnten nicht mehr weinen. Ihre Resignation breitete sich schweigsam über den Raum, wie die Grabesstille sich über den Friedhof breitet, wenn gar keine Luft mehr weht und die Zypressen erstarren. Der Schrei der Sehnsucht war erstarrt ... Einem Schatten gleich schritt Pater Bonaventura den Berg hinunter, durch die hohe, tiefblaue Nacht, unter dem südlich hellen Licht ihrer Sterne ...

Unten holte er seinen Kutscher aus der Schenke; aber er sah, daß dieser schon zu

betrunken war, um ihn heimzubringen. Indes waren die Wirtsleute lieb zu Bonaventura und gaben ihrem eignen Sohn den Auftrag, den fremden Herrn nach Bozen zu bringen. Der Kutscher aber rutschte vom Stuhl unter den Tisch und lallte: „Ja, ja, so, so, also . . . Adieu . . .!"

Der Wagen rollte einsam zurück . . .

Die Beſtattung

ater Bonaventura, der die ganze Nacht kein Auge zugetan und auf den Knieen liegend ſein Gelübde der Entſagung und Enthaltung erneuert hatte, las ſchon früh fünf Uhr ſeine Meſſe. Kein Menſch war noch in der uralten Pfarrkirche von Bozen, und er ſtand allein vor ſeinem Schmerz und ſeinem Gott.

Gegen zehn Uhr brachte ihn der Wagen nach Frangart. Der junge Baron war ihm langſam entgegengegangen. Er beſtellte ihm Grüße von ſeiner Mutter, mit der Nachricht, daß ſie ihn, infolge großer Herzbeſchwerden, heute nicht mehr empfangen könne; daß ein Telegramm des alten Choiſeul gekommen ſei, in dem er die Baronin bitte, nach Riom oder Choiſeul heimzukommen; er ſei etwas leidend, ſonſt würde er ſie ſelbſt abholen; daß die Baronin ablehnend geantwortet habe, ſie fühle ſich außerſtande, eine ſo weite Reiſe zu unter-

nehmen; endlich aber, daß die Mutter und er, der junge Baron, beratſchlagt hätten, ob er nicht auf einige Jahre eine Schule, etwa das Colligium der patres in Chamfort, beſuchen ſolle. Bei dieſen Worten lächelte Fritz Frangart ſehr höflich, während ihm Bonaventura innig die Hand drückte. So gingen ſie vor der Kirche auf und ab. Die Beerdigung war auf elf Uhr feſtgeſetzt, jedoch hatte man die Zeit nicht öffentlich bekannt gegeben; was ſich aus den auffälligen Umſtänden des Todes Baron Frangarts erklärte. Man wollte, zumal die Grablegung in der einfachſten Form vor ſich gehen ſollte, das Zuſammenſtrömen der Leute und die Bildung loſer Gerüchte vermeiden. Es wurden nur einige Wiener Offiziere erwartet. Dieſe kamen denn auch in ſchärfſter Fahrt genau zur beſtimmten Zeit an. Baron Fritz Frangart nahm in aller Ruhe ihre Karten entgegen, ſtellte ſich vor und machte auch Pater Bonaventura mit den Herren bekannt. Dann übergab er die Karten einer herbeigeeilten Bedienerin, damit ſie ſie ſeiner Mutter zuſtelle, welche er nun ein zweites Mal entſchuldigte: die Baronin könne wegen ihres Herzleidens niemand empfangen; wollten aber die Herren mit ihm vorlieb nehmen, ſo bäte er ſie, nach

der Feierlichkeit für eine Viertelstunde ins Schloß zu kommen. Die Offiziere ihrerseits, welche über die grazile Schönheit des Knaben nicht minder erstaunt waren wie über seine frühe Sicherheit und Beherrschung, lehnten dankend ab, indem sie erklärten, den allernächsten Zug nach Wien zurücknehmen zu müssen. Alle zusammen stiegen die Treppe zu dem geöffneten Portal empor; dem Beispiele des vorangehenden Knaben folgend, verneigten sie sich tief vor dem Sarg, der nur einen einzigen, mit blutroten Rosen gewundenen Kranz trug. Der älteste der Offiziere trat an den Sarg, verneigte sich wiederholt und legte den mitgebrachten Kranz des Regiments wortlos darauf nieder. Der Geistliche kam eben mit zwei Ministranten und vier Sargträgern aus der Sakristei. Er bespritzte die Bahre mit Weihwasser und sprach die rituellen Worte der Aussegnung. Die Träger traten an den Sarg, nahmen ihn sorgsam auf die Schultern und trugen ihn hinaus. Der Geistliche folgte. Hinter ihm schritt, mit über die Brust gekreuzten Armen, starren Blickes, und ohne äußeres Anzeichen der Bewegung in seinen scharfgeschnittenen Zügen, der junge Baron. Alle Augen hingen an ihm, an seinem edlen, gleichmäßigen Gang, an der vollkommenen Harmonie

seiner kindlichen Gestalt. Bald standen sie alle am geöffneten Familiengrab derer von Frangart, das dicht an die Kirchenmauer gebaut war ...

In diesem Augenblick, eben als der Sarg niedergesetzt wurde, hörte man die Schritte zahlreicher, eilig ankommender Menschen. Es waren die Bauern aus der Umgebung, schlanke kleine Leute, mit braungeglühten Gesichtern und kühnen neugierig-teilnehmenden Augen. Man hatte die Offiziere fahren gesehen, die Zeit des Begräbnisses erraten und sich in größter Eile feiertäglich angezogen. Es war rührend zu sehen, wie sie, als sie in die Nähe des Grabes gekommen waren, ihre Schritte dämpften und den vom schnellen Laufen hochgehenden Atem anhielten. Fast allesamt trugen Büschel von Feldblumen, die sie verlegen mit den arbeitsrauhen Händen emporhoben.

Ihr Kommen hatte eine kurze Unterbrechung verursacht. Dann aber begann der Geistliche die vorgeschriebnen lateinischen Gebete und führte sie mit langsamer ausdrucksvoller Betonung zu Ende. Er nahm den Weihwedel und bespritzte den Sarg, den die Träger ängstlich in die Tiefe gleiten ließen, nochmals mit dem gesegneten Wasser. Schließlich ergriff er die Schaufel, stach kaum ein Klümpchen Erde

damit aus und warf es in das Grab. Mit einer schüchternen besorgten Bewegung reichte er die Schaufel jetzt dem Knaben.

Fritz Frangart trat einen Schritt vor. In diesem Augenblick breitete eben die hohe Sonne ihre vollen dunstfreien Strahlen mit gelassener Heiterkeit über das offene Grab und über die zierliche, in schwarzen Samt gekleidete Gestalt des jungen Barons. Der glänzende Stoff flimmerte. Die Strahlen übergossen das bronzefarbene schmale Gesicht und brachen sich an dem seidenweichen Haar und an den langen langen Wimpern ...

Fritz Frangart stach mit der Schaufel in die Erde und füllte sie langsam; mit strenger, wie abgemessener Bewegung führte er sie an den Rand des Grabes. Er ließ sie sinken, und mit lautem unheimlichem Poltern schlugen die Erdklumpen auf dem Sarg auf. Da schien es den Anwesenden, die ihm atemlos zugesehen hatten, als ob die weichen vornehmen Linien seines liebenswürdigen schlanken Körpers ein innerliches Zittern durchlief. Eilig und mit leiser Bewegung wollten Bonaventura und die Offiziere auf ihn zutreten. Aber schon war er wieder ruhig geworden. Nur einen Augenblick senkten und öffneten sich noch die langen langen

Wimpern über den trocknen dunkeln Augen. So ſtand er da, mit unbewußtem unvergleichlichem Stolz, von der heißen verzehrenden Strahlenflut der Mittagſonne übergoſſen ...

Alle ſchluchzten laut. Erſchüttert gab einer dem andern den Spaten. Die Offiziere drückten dem jungen Baron die Hand. Die Bauern küßten ſie ehrfürchtig, nachdem ſie mit linkiſchem ſchüchternen Arm ihre Blumenbüſchel ins Grab geworfen hatten.

Pater Bonaventura aber weinte unaufhörlich. Die Tränen, die ſeine gütigen Augen füllten, glitzerten im Sonnenlicht. Mit bebender Hand ſegnete er immer wieder die letzte Stätte ſeines heimgegangnen Freundes und ſtammelte: „... und das ewige Licht, das ewige Licht leuchte ihm! ...“

Mit heißen Augen ſah die Baronin Frangart, an ein Fenſter des Schloſſes gelehnt, blaß und zart, gleich einem Schatten und Hauch aus einer andern Welt, der Grablegung zu.

Bekenntniſſe des Marquis Choiſeul, auf Choiſeul und Riom

onaventura war von Bozen nach Wien gereiſt und hatte von Pater Caniſius S. J. den letzten Brief Baron Frangarts erhalten, deſſen Inhalt er durch die Fügung Gottes ſchon in Schloß Frangart kennen gelernt hatte.

Sodann ſchrieb Bonaventura an ſeine Obern in Chamfort und erbat ſich weiteren Urlaub.

Im Wiener Ordenshaus legte Bonaventura, obzwar er ſich bewußt war, nichts Schlechtes getan zu haben, in der demütigen Erkenntnis, daß auch die leiſeſten ungehörigen Regungen des Geiſtes wider den Willen der heiligen Geſetze ſeien und daß die Seele nur durch immerwährende Prüfung von allem Makel befreit werden könne, eine Generalbeichte ab.

Hierauf unterwarf er ſich einen Monat lang freiwillig den ſchwerſten geiſtlichen Exerzitien. Jeden zweiten Tag enthielt er ſich ganz der

Speiſe. Er unterbrach um die zwölfte Stunde jeder Nacht den Schlaf, ſodann wieder um die zweite Stunde jedes Morgens und betete die Horen. Um vier Uhr verließ er ſein Lager und ſuchte es erſt nachts elf Uhr wieder auf; es beſtand aus einem Brett, auf das er ſich nur eine dünne Decke breiten ließ. Freiwillig oblag er den niederſten Verrichtungen, die ſonſt den Fratres zukommen; er reinigte die Zellen und trug den Ordensgenoſſen das Mahl auf. Während des ganzen Monats enthielt er ſich der Sprache; außer dem heiligen Gruß kam kein Wort über ſeine Lippen. Seine tägliche Meſſe las er „zur Sühne für den Schrei der Sehnſucht", jener Sehnſucht, jenes Schreis, die, wie Baronin Frangart in der Ohnmacht geſtammelt hatte, Fleiſch geworden waren.

Nach dieſer Zeit der Buße fühlte er ſich ein wenig getröſtet. Mit Mitleid blickten die Ordensbrüder auf den gezüchteten abgemagerten Leib Bonaventuras, dem die Kleider zu weit geworden waren. Die ſo gütigen Augen des Paters waren noch gütiger geworden ...

Als die Zeit um war, reiſte Bonaventura zu Marquis Choiſeul auf Choiſeul und Riom. Er traf ihn auf dem Krankenlager. Die Gicht plagte den alten vereinſamten Herrn. „Aber wenn

es nur das wäre!" ſagte er mit ſchmerzlichem Lächeln zu Bonaventura, deſſen hagere Geſtalt er mit Rührung gemeſſen hatte. „Wenn es nur das wäre. Das könnte ich abwarten. Aber das andere, das moderne Frankreich ... La pauvre France bien-aîmée! das frißt an mir. Der Schmerz frißt, und ich kann ihn nicht los werden. Sehen Sie, Bonaventura, und wenn ich mir hundertmal denke: was gehts dich noch an, du biſt ein gebrechlicher Alter und ſtehſt nah am Grabe ... Ach, es hilft nichts!..."

Bonaventura wollte ihm Troſt zuſprechen, ihm ſagen, daß dieſe Zeit der Anarchie in Frankreich unmöglich lang dauern könne; aber er fand die Worte nicht, da er ſelber nicht daran glaubte. Mit einer müden gramvollen Geſte drückte er ſeine innerſten Gedanken aus ...

„Nein!" unterbrach der alte Choiſeul das ſchmerzliche Schweigen ... „Nein und nochmals nein! ... Ich glaube nicht mehr an unſer armes Frankreich. Die Anarchie wird es zerfreſſen. Ein Land, deſſen régime die Legitimität verloren hat, die göttliche und menſchliche Legitimität, das geht zugrund. Es gibt kein Heilmittel dagegen ... Ach ja, wenn die Bourbonen einen Napoleon hervorbrächten!..." Und wieder

versanken die zwei Männer in das dumpfe Schweigen ihres umflorten Schmerzes.

„Miéville, geben Sie mir Ihre Hand!" begann endlich der alte Choiseul. „Miéville, Sie verstehen mich. Können Sie verzeihen ... Nein, es braucht keine Verzeihung, es hat sein müssen ... Können Sie auch verstehen, was ich an Ihnen getan habe? ..." Bonaventura ahnte das Bekenntnis und ließ einen Augenblick unentschlossen das Haupt sinken. Aber sogleich erhob er es wieder. „Oh Marquis!" rief er halblaut, und mit einer weiten Geste segnete er das Krankenlager, ja, gleichsam den ganzen Geist, die ganzen Ideen dieses in strenger Tradition erzogenen Mannes. Und mit einem Male verstand er das namenlose Leid, das an diesem Alten zehrte: die zerstörte Legitimität seines Vaterlandes, der unaufhaltsame Gang der modernen Ideen, der Zusammenbruch der Überlieferung und der alten Autoritäten ... Wiederum erhob er die Hand zum Segen und zur Versöhnung. Der Alte fühlte sich verstanden und schluchzte dankbar in sich hinein. „Oh, Miéville!" begann er unter Tränen, „ich selbst habe verhindert, daß Sie Ihr Vater zum comte Riom machte, wie er ja nach diesen schrecklichen neuen Gesetzen gekonnt hätte ... (Bona-

ventura lächelte leiſe, wie er ſah, daß den Alten, mitten in ſeiner Bitte um Verzeihung, nochmals der Zorn gegen die Illegitimität, gegen die ihm damit gleichbedeutenden neuen Geſetze überfiel) ... Die Gräfin Riom war ſeit zwei Jahren tot; da brachte Sie die Wäſcherin Miéville zur Welt. Nein, es war keine reiche Witwe, Miéville, und Ihre Geburt bezahlt ſie mit ihrem jungen Leben. Und Ihr Vater freute ſich, einen Sohn zu haben ... Da habe ich, der alte Choiſeul, ihm Tag und Nacht abgeredet, Sie zu legitimieren, da Sie nun doch einmal illegitim geboren waren ... Ach, Miéville, verzeihen Sie mir, ich konnte nicht anders ..." Miéville ſtreichelte liebkoſend die weißen Haare des Marquis Choiſeul.

„Denken Sie Sich mein Entſetzen!" fuhr dieſer nach einer Weile leiſe, faſt flüſternd fort, „denken Sie Sich mein Entſetzen, als ich die Komteſſe damals mit Ihnen am Fenſter ſah, ſie hatte ihren Halbbruder erraten, mehr war das nicht ... aber ſie konnte ihre eigne Zärtlichkeit mißdeuten, konnte glauben, das ſei Liebe ... oh, und ſie hat es geglaubt, der unglückliche Frangart hat es mir erzählt ... nein, nicht erzählt, nur angedeutet, auch nicht ... ich habe es erraten. Ich trage die Schuld, nein,

es war keine Schuld, es war nicht die geringste Schuld, Miéville ... ich durfte nicht dulden, daß Sie als Bruder der Komteſſe daſtanden, Sie, ein illegitimes Kind der Wäſcherin Miéville..." Der Marquis ergriff in dieſem Augenblick die Hand Bonaventuras und küßte ſie ... „Ich küſſe Ihre Hand, Miéville," ſagte er, unter Tränen lächelnd. „Sie haben Sich legitimiert. Unſere Kirche iſt es, in der Sie Sich legitimiert haben ... denn es gibt eine geiſtliche Legitimität, eben unſere Kirche ..."

Erſchöpft hielt der Marquis inne und lehnte ſich in die Kiſſen zurück. „Ja, Miéville," begann er dann wieder, „ich habe mich ſo gefreut, als Sie bei den Jeſuiten eingetreten waren — dieſe alte geiſtliche Zucht und Tradition! ... Denn das glaube ich, ein Verwandter der Bourbonen: die geiſtliche Legitimität iſt bei der katholiſchen Kirche, und ſie hat unſere weltliche gebilligt, gekräftigt und geweiht. Und in dem Glauben küſſe ich die Hände von Pater Bonaventura." Wieder lächelte der Marquis, und ſeine Tränen netzten die Hand des Paters, der ihm mit einem gütigen und verzeihenden Blick ſeiner dunkeln Augen wehrte.

„Erzählen Sie mir von Baron Fritz!" bat Choiſeul. — „Wie ſoll ich ſagen? kühl iſt er

wie ein Deutſcher, aber grazil, geſchmeidig und elegant wie nur ein Romane," erwiderte Bonaventura. Da erhob ſich der alte Choiſeul noch einmal mühſam aus ſeinen Kiſſen. Sein Auge leuchtete unter den ergrauten buſchigen Brauen. Feierlich machte er das Zeichen des Kreuzes. „Ich ſegne dich, Baron Frangart!" ſprach er langſam. „Das iſt die Miſchung, die ich gewollt habe, ich, Marquis Choiſeul. Gott mache ſie fruchtbar! ... Ich baue auf die Deutſchen, ich, ein Franzoſe ..." Und es ſchien, als ob er mit ſich allein ſpräche. „Ich baue auf die Deutſchen," wiederholte er, „ich baue auf ihre Armee, die, ſo Gott will, die Legitimität in Europa wieder herſtellen wird. Und Gott will das. Gott will Legitimität, denn er gibt ſie und hat ſie gegeben. Die katholiſche Kirche und die deutſche Armee — das iſt das Herrlichſte, was wir heute haben ... Sogar die deutſche Sozialdemokratie iſt wie eine Armee, ſo ruhig, ſo beſonnen, ſo voller Zucht ... Ich baue auf die Deutſchen, auf ihren einfachen legitimen Geiſt ... Wenn es möglich iſt, mag Baron Frangart in ihre Armee eintreten ..."

Bonaventura ſchwieg erſchüttert. Da lag dieſer alte adelige Franzoſe, der, in ſeinem unverrückbaren Glauben an die Macht von

Gottes Gnaden, ſogar den jahrhunderte-alten Haß gegen die Deutſchen überwand. Und Bonaventura dachte an die ungeſchlachten weiß-grauen Bergmaſſen des Brenners. In fröſteln-der Trauer zog ſich ſein Herz zuſammen. Aber wie damals in Franzensfeſte, im Angeſicht der triumphierenden Sonne des Südens, flüchtete er ſich wieder in ſeine ihm heilige Idee eines endlichen imperiums der römiſch-katholiſchen Kirche, der ecclesia triumphans, wie ſie geweis-ſagt war ...

Zweites Buch

„Jetzt kannſt Du Deine Macht, oh Schickſal, zeigen:
Was ſein ſoll, muß geſchehn, und Keiner iſt ſein eigen."

Shakeſpeare.

Inhalt des zweiten Buches

	Seite
Einige äußere Geſchehniſſe	83
Neue Bekenntniſſe des Pater Bonaventura . . .	91
Bonaventura tut nochmals Buße	102
Baron Frangart und der Bajazzo	105

Einige äußere Geſchehniſſe

s gibt Menſchen, denen alles nach ihrem Willen geſchieht. Nicht, daß ſie ihn mit beſonderer Anſtrengung verfolgen oder ihn mit bemerkenswertem Eigenſinn gegen die andern aufrecht erhalten; vielmehr weichen alle von vornherein vor ihm zurück; ſolche Menſchen ſtehen da, und alſogleich ſäubert ſich der Platz gleichſam in weitem Umkreis von etwelchen Widerwärtigkeiten, damit jene ſo bequem und ſicher ſtehen, wie es ihnen gefällt. Setzen ſie ſich ſodann in Bewegung nach vorwärts oder rückwärts, machen die Mitmenſchen wie unter höherem Zwange die Bahn frei; unbehindert, ohne Dank, mit vollkommener Selbſtverſtändlichkeit, wird ſie von ihnen durchmeſſen. Kurz, es gibt Schickſale ohne äußere Hemmungen. Aber mit Unrecht beneidet man ſie; einerſeits weiß man ja nicht, welch dunkeln Ratſchluß Gottes, welches Leid, oder im beſten Falle: welch namenloſe Einſamkeit der Freude die Träger ſolcher Schickſale

unter ihrer unbewegten Miene verbergen; ja, es ist nicht einmal gewiß, ob sie nicht selbst zuweilen umsonst nach äußeren Widerständen verlangen, durch die sie in irgendeiner Weise abgelenkt und zerstreut werden könnten; andrerseits aber — da doch alle Fruchtbarkeit des menschlichen Wollens ausbleibt, wenn das ausbleibt, wodurch allein sie sichtbar in Erscheinung treten könnte, nämlich eben die Widerstände und Hemmungen (aus deren Schoß heraus das Samenkorn unseres Wollens als Tat geboren wird) — sind jene hemmungslosen Schicksale zur Unfruchtbarkeit bestimmt. Schweigend wandern ihre Träger dahin: aber dem, der etwa auf einer südlichen Landstraße, unter dem sternklaren Himmel jener dunstfreien Nächte, die den leisesten Laut ungebrochen wiedergeben, an einer schlanken Zypresse lehnen und teilnahmsvollen Herzens hinaushorchen würde (weil man auf Verschwiegenes immer mit dem Herzen horchen soll, nicht mit den Ohren, die wir mit jedem Esel gemeinsam haben), — einem solchen Menschen würde ihr Schweigen, jedwedes andre Geräusch übertönend, vernehmlich werden und das Herz zerreißen: Denn nichts ist schwerer zu ertragen als Sehnsucht, die nicht reden kann. Was sind dagegen alle Schreie der Sehnsucht, mit

denen wir gewöhnliche Menschen unser Herz erleichtern?

*

Fritz Paul Joachim Freiherr zu Frangart war teils auf den Rat seiner Mutter, teils weil es ihn selbst dazu trieb, mit zehneinhalb Jahren nach Chamfort gekommen, an das jesuitische Colleg, wo Pater Bonaventura wirkte. Mit welchem Erstaunen erfüllte Patres, Fratres und Zöglinge die grazile Schönheit, der unbewußte ruhige Stolz der Haltung und des Ganges, die satte Bronzefarbe des hochmütigen Gesichts, die langen langen Wimpern, die seine dunkeln Augen beschatteten, das seidengelockte Haar, die tiefe sonore Altstimme des Knaben, die sich der französischen Sprache so seltsam anschmiegte! Alle sahen unwillkürlich mit Ehrfurcht auf ihn. Pater Bonaventura selbst mußte sich Zwang antun, als er mit scheinbarer Härte hinwarf: „Nun, er soll auch etwas lernen bei uns; man soll ihn nicht nur angaffen!"

Zwei Wochen hielt sich Fritz Frangart damals in Chamfort auf; er war still und wollte zuvorkommend sein, aber stets kamen die andern ihm zuvor. Indes war er noch zu jung, als daß er den Wechsel des Klimas ertragen, die lachende

Sonne seiner Heimat für eine Zeitlang hätte vergessen können. Seine Wangen fielen ein, und in unbewußten Augenblicken durchlief seinen schlanken Körper ein fröstelndes Zittern. Alle erschraken heftig. Und als die zwei Wochen um waren, verlangte er, heimgebracht zu werden; was denn auch in besorgter Eile geschah.

Vier Jahre blieb er sodann in Frangart. Außer den wenigen Lernstunden verbrachte er die ganze Zeit wieder wie früher; mit großer Selbstgenügsamkeit lehnte er an der Mauer des Schlosses, um den Schein der Sonne zu genießen. Was er dachte, und ob er überhaupt etwas dachte, ließ sich nicht erkennen. Er erlaubte auch niemand, ihn danach zu fragen.

Das Einzige, was sich verändert hatte, war sein Benehmen gegen die Mutter, die herzleidende Baronin Frangart: zwar hatte sich seine gewohnte Höflichkeit ihr gegenüber womöglich gesteigert. Aber seit der Stunde, wo er mit Pater Bonaventura ihrem schweren Anfall beigewohnt und ihre abgerissnen Worte gehört hatte, — hatte er es unterlassen, sie auf das Handgelenk zu küssen. Er küßte ihr jetzt die Fingerspitzen. Und manchmal sah er sie nachdenklich an, mit einem gewissen neugierigen Hochmut. Einmal war sie unter diesem Blick

erbebt und zuſammengezuckt; da ſagte er, während ihr einige ſchwere Tränen aus den heißen Augen quollen: „excusez mille fois, maman!“ und nahm ſich vor, dieſe „Inkorrektheit“ künftighin zu vermeiden.

Das war, wie geſagt, das Einzige, was er erlebte. Sonſt alſo ließ er ſich von der lachenden Sonne beſcheinen.

Nach vier Jahren ſtarb Baronin Frangart in einer von ſchwerem Blütenduft erfüllten Märznacht; niemand hatte während der letzten Augenblicke bei ihr geweilt. Eine franzöſiſche Bedienerin, Jeanette, die erſt ſeit kurzem im Hauſe war und den jungen Baron Frangart haßte, weil er ihre überſchwengliche Liebe nicht im geringſten beachtete, behauptete allerdings mit plapperhaftem Eigenſinn, ſie habe in eben der Nacht ſchlaflos gelegen („ah, peut-être, en attendant Monsieur le baron, mais qui n'est pas venu!“ ſpotteten die Dienſtboten) und gegen halb elf Uhr abends den jungen Baron aus ſeinem Schlafzimmer gehen hören („et vous avez rêvé qu'il ira directement frapper à votre porte que vous aviez laissée largement ouverte, pour lui!“ ſagte George voll grimmiger Eiferſucht); alſo, ſie habe ihn aus dem Schlafzimmer gehen und an der Türe ſeiner Maman klopfen hören

(„et non pas à la vôtre, mademoiselle!" fügte George, der sie liebte, verächtlich hinzu); er sei eingetreten und habe, soviel sie aus dem Tonfall erraten konnte, eine Frage an die Baronin gerichtet. Die Baronin habe erschreckt aufgeschrieen, ungefähr wie: „Frédéric, Frédéric, au nom du Seigneur, laissez ces questions là!" dann sei Ruhe eingetreten. Oder vielmehr, sie sei wohl selber eingeschlafen.

Nun, das Gesinde muß etwas zu reden haben bei solchen Gelegenheiten. Als Tatsache konstatierte der Arzt, daß die Baronin in einem Anfall von Herzschwäche wahrscheinlich schon vor Mitternacht verschieden sei. Tatsache war ferner, und ein so tiefer Schlaf stand sehr im Widerspruche mit der Erzählung der Bedienerin, daß man am Morgen dem jungen Baron, als man ihm die schwere Nachricht bringen wollte, drei, viermal laut klopfen mußte, bis er antwortete. Geweint hatte er nicht, weder am gleichen Morgen noch während des Begräbnisses; aber wer hatte den Baron Fritz Frangart überhaupt jemals weinen sehen? ...

Tatsache war endlich folgendes: Als der alte Marquis Choiseul kurz nachher gestorben war, außer den Bourbonen und Fritz Frangart keine lebenden Verwandten hinterlassend, und

seine Güter in toto an Fritz Frangart fielen, sah sich dieser mit vierzehneinhalb Jahren als alleinigen Besitzer von Schloß Frangart und Choiseul und Riom. Indessen schien ihm das Gefühl eines so ausgedehnten ergiebigen Besitzes nichts zu bedeuten. Natürlich (wie wiederum die Dienstboten plapperten), er konnte nicht stolzer werden als er schon war.

In Bozen wurde ein Vormund für den verwaisten Fritz Frangart bestellt; aber der teilte sich, gemäß dem hinterlassenen letzten Willen der Baronin, in der Sorge um die Liegenschaften und Revenüen mit Pater Bonaventura; eine Last, die dieser gern auf sich nahm.

Sorge machte dem gütigen Pater aber hauptsächlich eine große Meinungsverschiedenheit in den letzten Äußerungen der Baronin und des Marquis: Die Baronin hatte in einem schon drei Jahre vor ihrem Tode geschriebenen Dokument bemerkt: „daß sie es mit vielem Schweren, das sie auf der Welt getragen habe, versöhnen könnte, wenn ihr Sohn Fritz die geistliche Laufbahn ergriffe.“ Der alte Choiseul hingegen hatte wiederholt in kurzen hingekritzelten Zeilen an Pater Bonaventura die Meinung ausgesprochen, Fritz solle einmal in die deutsche Armee eintreten.

Nun war freilich, wie ſich Bonaventura mit Schmerzen ſagte, unmöglich zu wiſſen, für welchen dieſer beiden Berufe ſich Fritz Frangart eignen mochte. Vielleicht für keinen von beiden.

Genug, der junge Baron kam mit vierzehneinhalb Jahren zum zweiten Male nach Chamfort, um zunächſt unter Aufſicht des Paters Bonaventura in alles eingeweiht zu werden, was man als höhere Bildung bezeichnet und ſchätzt.

Neue Bekenntniſſe des Pater Bonaventura

4. September 19..

ritz Frangart iſt ſeit einem halben Jahre bei uns. Alle lieben ihn; er aber ſcheint niemand zu lieben. Er benimmt ſich gegen uns alle, gegen Erzieher und Mitſchüler, mit ausgeſuchter Höflichkeit; das ernüchtert ſie und ſtachelt ſie doch zugleich wieder an, ihn zu lieben; indes läßt er niemand an ſich herankommen.

Nur mich ſieht er zuweilen vertraulich an: aber es liegt etwas Erſchreckendes in dieſer Vertraulichkeit, er droht mir damit ... Wenn er gegen alle höflich iſt, gegen mich iſt er immer hochmütig, und am hochmütigſten, wenn er ſich vertraulich zeigt.

3. Januar 19..

In der äußeren Bildung, in den Formen des Verkehrs wird Fritz Frangart hier von

niemand übertroffen. In dieser Beziehung hat er nichts mehr zu lernen. Er hat das überhaupt schon mitgebracht. Vom Lernstoff aber interessiert ihn wenig: in der Religionslehre alles Mystische, was man nicht mit dem Verstand begreifen, sondern mit Glauben und Gefühl erraten oder vielmehr erleben muß. In der profanen Geschichte fesseln ihn nur ganz bestimmte Personen und Zeitläufte: es scheint, daß er sich alles mit viel Geschick herausucht, was ihm geistig oder moralisch verwandt ist. Die Sprachen liegen ihm; aber er studiert sie mit nonchalance und ohne wissenschaftliche Freude, vielleicht nur, weil sie für ihn zum guten Ton gehören.

Von allen andern Dingen nimmt er nur genau soviel auf wie nötig ist, um den Lehrern nicht beschwerlich zu fallen, also nur ein Anstandsquantum.

Im Vergleich zu andern ist er von ungemeiner Trägheit, für sich selbst betrachtet nur von Gleichgültigkeit, von großer geistiger Selbstzufriedenheit.

Im Französischen und Griechischen, worin er mein Schüler ist, zeigt er jedoch einen ausnehmenden Fleiß und läßt in seinem Können alle Mitschüler weit hinter sich. Er scheint den

Drang in sich zu fühlen, mir seine Meisterschaft zu zeigen. Gerade mir. Bei sonst niemand liegt ihm daran, der Erste zu sein.

Oh ich fühle, er will mich kränken mit diesem Ausnahmefleiß. Das heißt, er will das nicht. Zu solch kleinen Absichten ist er zu nobel. Er fühlt sich einfach gedrungen, bei mir mehr zu lernen als bei den andern. Und ich weiß nur, daß ich mir nichts darauf einbilden darf, ja, daß es im Gegenteil irgendwie gegen mich spricht.

8. März 19..

„Sokrates, der indiskreteste unkultivierteste Schwätzer des Altertums, der mit seinem ewigen ‚Warum und inwiefern und wozu' beweist, daß ihm alles abgeht, was die andern in seiner Zeit haben, ist als Anarchist mit Recht zum Tode verurteilt worden. — Was ich habe, danach frage ich nicht; ich bin εὐγενής (wohlgeboren), und es wäre pietätlos gegen meine Ahnen, zu fragen, was eigentlich diese und jene Tugend sei, warum ich sie für eine Tugend halte. Denn die Antwort könnte nur sein: weil ich meinen Vätern vertraue, mehr vertraue als dem geschwätzigen Verstand. Sokrates ist das Vorbild aller geistigen Proletarier, die nichts mitbringen als einen Kopf; er könnte zur Zeit der französischen

Revolution gelebt und das Wörterbuch mit herausgegeben haben; er ist also mit Recht verurteilt worden. ὡς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος ὅστις τοιαῦτά γε ῥέζοι! — wie auch jeder andere zugrunde gehen möge, der immer solches verübt." Dies ist der altkluge, zornige hochmütige Schluß eines Aufsatzes des Baron Frangart, den ich über das Thema „Der Tod des Sokrates" gegeben hatte. Was denkt der junge Frangart also von mir, der ich den Schülern die Größe des Sokrates erklärt hatte?!

Den Aufsatz könnte schließlich der alte Choiseul genau so geschrieben haben. Oh ich weiß, was Frangart denkt: gar nichts denkt er von mir. Er lehnt mich einfach ab, ohne Gehässigkeit, nur weil er mich ablehnen muß. Ist es doch gerade, als ob er meine illegitime Geburt erriete.

Der alte Choiseul hat mir die Hand geküßt. Der junge Frangart — — hat sich ja auch „höflichst entschuldigt, daß er mir leider hat widersprechen müssen". Und ich liebe ihn so sehr. Lieber Gott im Himmel, laß ihn nur einmal lieb zu mir sein!

10. Mai 19..

Baron Frangart hat sich noch immer an niemand angeschlossen. Er ist sich gleich geblieben.

Aber unter ſeinen Mitſchülern hat er eine tiefe Verwirrung angerichtet.

Da er mit niemand Freund ſein will, möchten ihm wenigſtens alle ihre Verehrung zeigen. Zum Beiſpiel: er lernt in der Mathematik nur das Notdürftigſte, und das ſehr ungenau. Jetzt machen ihm das alle nach. Keiner will mehr Mathematik ſtudieren. Das iſt jetzt für die jungen Leute haut goût, dernier goût, goût de Frangart . . .

Man hat Baron Frangart zur Rede geſtellt. Er antwortet, wie es ſicher der Wahrheit gemäß iſt: „daß er keinen Mitſchüler aufgefordert habe, in der Mathematik nichts zu arbeiten.“ Das ſtimmt durchaus; ich weiß, daß er nichts für dieſe Nachäfferei kann. „Ich finde das ſehr komiſch,“ ſagt er und zieht die Schultern hoch.

August 19 . .

Fritz Frangart iſt jetzt anderthalb Jahre bei uns und hat in Dingen des Betragens nie eine Strafe oder auch nur eine Zurechtweiſung bekommen. Nicht einmal ich ſelbſt, der ich ſeine delikate Verachtung meiner Perſon mehr und mehr herausfühle, habe jemals etwas Greifbares finden können, wofür er Strafe verdient hätte, — vorausgeſetzt, daß ich ihm eine

hätte geben wollen. Nein, das werde ich nie wollen ...

Aber ich frage mich allmählich: Ist nicht seine unendliche Suffisance der Gesinnung strafbar? ... Freilich, er hat dieser Gesinnung niemals Ausdruck gegeben; wer kann also wissen, ob es „Gesinnung" ist. Nein, es ist auch das bei ihm unbewußt. Er gehört zu seiner Art. Vergleiche den Aufsatz über Sokrates, schwerfälliger Bonaventura! Für seine Art aber darf man niemand strafen, da diese Gott so gewollt hat.

Man wird also auch nie Anlaß haben, Baron Frangart zu strafen; denn er wird nie etwas tun, was über seine Art hinausgeht.

Er glaubt so fest an die Güte seiner Art; aber könnte er darin nicht doch Unrecht haben? ...

Lieber Gott, verzeih mir! Ich frage à la Socrate. Meine Art ist also strafbar ... Ach, das ist alles so schrecklich und tut mir so weh! ...

Weihnacht 19..

Kann denn dieser Fritz Frangart überhaupt jemand lieb haben? — Sein Geist ist so fertig und nimmt nur an und auf, was ohnehin zu ihm gehört.

Iſt ſein Herz auch ſo? Aber wo wären die Menſchen, die zu ihm gehören? Scheint es nicht, als ob er über alle weit hinaus ſei?

Großer Gott, wie ſoll dann dieſer junge Menſch in ſeinem Leben jemals fruchtbar werden?

Vater im Himmel, ich flehe zu dir: laß ihn nicht einſam bleiben! Laß ihn Gleichgeſtellte finden, damit ſein Herz fruchtbar werde.

Wie allein ſtand er mitten unter den weihnachtsfrohen Menſchen! Wie unbewegt!

Februar 19..

Ich kann Fritz Frangart nicht mehr verſtehen. Da verkehrt er nun auf einmal ausſchließlich mit dem ganz krüppelhaften Vicomte Meudon; Meudon iſt ein halber Kretin und erſt vierzehn Jahre alt. Was mag Frangart mit ihm vorhaben?

Alles in der Schule wütet, man ſpürt die allgemeine Aufregung, daß er ſich gerade mit dem ... Das heißt, alles Gute gewähre Gott dem armen Vicomte Meudon!

April 19..

Ich habe ein kleines Buch über das Allerheiligſte Geheimnis der Euchariſtie geſchrieben; Gott in ſeiner großen Güte hat mich die Worte dazu finden laſſen. Aber da dieſes Büchlein

unter Laien leicht Mißverſtändniſſe hervorrufen könnte, habe ich es auf den Rat des Obern ins Altgriechiſche überſetzt und den Druck nur für die Ordensbibliotheken herſtellen laſſen. Ich hatte mir die Erlaubnis erbeten, es in griechiſchem Text Baron Frangart zu leſen zu geben.

„Es iſt ſchön," ſagte er zu mir, „ich habe es genau geleſen und ich danke Ihnen. Aber eigentlich, meine ich, ſollte man den heiligen Geheimniſſen nicht ſo nachgehen; man ſollte ſie nur erleben. Und es gibt Geheimniſſe zu erleben, nicht wahr, Pater?" Nie vergeſſe ich die unſagbar hochmütige Vertraulichkeit, womit er mich dies gefragt hat.

Ach, wie nachläſſig er mich ablehnt! Soll ich ihn ſtrafen? Wofür? Was er wohl gemeint haben mag? Vielleicht ... Nein, das iſt nicht möglich, nein, nur das nicht!

Aber: wenn er auch das nicht gemeint hat und wenn es in Wirklichkeit eben das wäre, was er nicht gemeint hat ... Soll ich dann mich ſtrafen? Iſt es noch nicht, noch immer nicht gebüßt? ...

Ich will ſogleich den Hochmut vergeſſen, mit dem er mich gefragt hat.

Nie würde ich Baron Frangart ſtrafen. Nie könnte ich ein Recht dazu haben.

12. Mai 19..

Frangart iſt ſeit einigen Tagen zu dem armen kleinen Vicomte ebenſo kühl und höflich wie zu den andern. Alle atmen auf. Ich aber bemitleide den kleinen Vicomte, der wie ein unbeachtetes Hündchen hinter Baron Frangart herhinkt. Und er bekommt keinen Blick ab, keinen einzigen.

14. Mai 19..

Der kleine Vicomte gebärdet ſich wie irrſinnig. „Lieber lieber Baron Frangart!“ ſchreit, ja heult er, mitten unter dem Studium, mitten im Schlaf. Es iſt ein Unglück. „Sie hätten auch zu ihm von Anfang an ſo ... ſo höflich bleiben können wie zu den andern. Sie haben mit ihm geſpielt, Baron Frangart!“ So habe ich heute zu ihm geſprochen, und wahrlich, es iſt mir ſchwer gefallen. „Ich habe nicht mit ihm geſpielt. Er hat mich intereſſiert, weil er gar ſo merkwürdig iſt. Jetzt kenne ich ihn und er intereſſiert mich nicht mehr. Soll ich heucheln und ſo tun als ob?...“

So hat mir Baron Frangart geantwortet. Was läßt ſich hiergegen ſagen? So gut wie nichts. Höchſtens, daß er ſich nicht für den Vicomte hätte intereſſieren ſollen.

Oh guter Vater im Himmel, wenn das

immer ſo endet, ſobald ſich Fritz für etwas intereſſiert hat, dann laß ihn doch einſam bleiben! Man könnte ihn ſonſt für einen rohen Menſchen halten, wenn man ihn nicht näher kennt ... Und doch wieder, nein! Ich mag Fritz ſo gern wie mein eigenes Kind. Man darf es nicht ihm anrechnen, wenn die andern durch ihn Schaden leiden, er eigentlich nichts dafür kann. Laß ihn nicht einſam bleiben. Mache ſein Herz fruchtbar!

Herr, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! Amen.

14. Mai 19..

Dieſes Amen habe ich im vorigen Jahre am gleichen Tage geſchrieben. Und ich habe dieſes ganze lange Jahr ſchweigend gelitten unter ſeinem Hochmut, unter ſeiner „Vornehmheit", wie es die andern nennen.

November 19..

Ja, es iſt beſſer, er verläßt uns. Er ſelbſt hat den Wunſch geäußert, in einer Stadt weiter zu ſtudieren. Er tut auch gut daran, nach Deutſchland zu gehen. Macht er dort das Gymnaſium zu Ende, dann kann er deutſcher Offizier werden oder Geiſtlicher, wie ſeine Verwandten, die eine ſo der andere ſo, gewollt haben. Oder keines von beiden. Wie Gott will! Amen.

Ende November 19..

Das alſo war der Abſchied.

„Seht, Pater, Ihr habt alles an mir zu wichtig genommen. Aber das eine, was für mich wichtig war, das habt Ihr nie berührt. Warum ſeid Ihr nie zu mir gekommen, um mir zu ſagen, wie ſich das verhält mit dem Schrei Miéville und das andre, wovon mir geträumt hat, daß Ihr und meine ſelige Mutter Geſchwiſter wärt. Das hätte Euch nicht erniedrigt, nein, ſo wahr ich Frangart heiße. War es Euch zu ſchwer? ... Ich habe jedenfalls vier Jahre lang umſonſt darauf gewartet, daß Ihr kämt. Ihr ſeid nicht gekommen, ſo wichtig Ihr auch alles genommen habt; und obwohl Ihr gewußt haben müßt, das für mich nur das Eine wichtig ſein konnte: ob ich, Frangart, wirklich ... Nun Ihr wißt, der Schrei Miéville! ..."

Ich bin an den Zug gegangen, mit dem er abgereiſt iſt. Vielleicht würde er doch noch einmal zurückſchauen, nach mir ſchauen! ... — Ich habe ihn geſehen, wie er ſeinen Spiegel aus der Taſche zog und vor der Abfahrt des Zuges nochmals die Krawatte richtete. Und er hat ſich nicht nach mir umgeſehen.

Herr, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! Amen.

*

Bonaventura tut nochmals Buße

onaventura ging bekümmert im Kloſter umher; nicht ſo ſehr ſeinetwegen, da er doch glauben durfte, der Herr habe ihm die oft gebeichtete Sünde — wenn es eine Sünde war — gnädig vergeben. Aber er fürchtete für die Zukunft von Fritz Frangart. Und in der milden Einfalt ſeines liebenswürdigen Herzens beſchloß er, des Guten lieber zu viel zu tun denn zu wenig. War für ſeine Sünden genug der Buße geſchehen, ſo ſollte alles, was verblieb, für Fritz Frangart getan ſein.

Und ſo bat er ſeine Obern um die Erlaubnis, ein Jahr bei den Trappiſten zubringen zu dürfen.

Die Obern erſtaunten nicht wenig. Sie erlegten ihm auf, ſeinen Entſchluß noch einige Wochen reifen zu laſſen. Als er jedoch nach Umlauf dieſer Zeit darauf ſtehen blieb, gewährten ſie ihm, um was er ſie gebeten hatte.

Pater Bonaventura verbrachte also ein volles Jahr bei den Trappisten und schloß sich in allen Dingen ihrem strengen Leben an. Die Trappisten sprechen unter sich nie etwas anderes als jenen Gruß: „Memento mori!“ Zum Schlafen benutzen sie den Sarg, in dem sie später beerdigt werden. Nur einmal des Tages nehmen sie Speise zu sich; Fleisch genießen sie niemals. Sie müssen sich zu jeder Stunde der Nacht erheben, um die Horen zu beten. Gleichviel, welcher Herkunft der einzelne auch sein mag, jeder muß ohne Unterschied und ohne Erleichterung in allen Verrichtungen des Tages sich selbst und die andern bedienen. Sie bringen ihr Leben in einer Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung zu, die bis an die äußersten Grenzen der menschlichen Natur geht, ja diese manchmal sogar zu übersteigen scheint.

Nach ihren Regeln also lebte Bonaventura ein langes Jahr, um seine Seele vom Makel zu reinigen und Gottes Segen auf den jungen Frangart herabzuflehen.

Er sah zum Erbarmen aus nach diesem Jahr, so war er abgemagert. Aber es war doch eine neue Zuversicht über ihn gekommen: daß ihm Gott vergeben hatte, empfand er mit tröstlicher Gewißheit. Und was das Wohl des jungen

Frangart betraf, so hatte ihm Gott während der letzten Nacht, die er büßend im Trappistenkloster zubrachte, im Traume Worte der Weisheit gesandt: „Du sollst auch im Gebete nichts erzwingen wollen; das käme einem Kampf wider Meinen unerforschlichen Ratschluß gleich. Aber das glaube, daß kein Gebet verloren geht: die Engel sammeln seine silbernen Tautropfen in goldenen Schalen. Und in dem Maße gießen sie himmlische Stärkung in das Herz des Betenden, als er selbst die Schale gefüllt hat. Und manchmal mehr. Ich will ja ein reichliches Ausmaß. Fahre du fort zu beten und sei getrost!"

Pater Bonaventura kehrte nach Chamfort zurück. Oft, wenn er außer Hörweite war, flüsterten sich seine Ordensbrüder zu: „Wann im Leben haben wir jemals ein so gütiges Auge gesehen!"

*

Baron Frangart und der Bajazzo

In einer ſüddeutſchen Stadt, ſagen wir es gerade heraus: in München, ſollte Baron Frangart — von ſeiten des Ordens und dieſem naheſtehenden hochmögenden Perſönlichkeiten an den Rektor eines Gymnaſiums herzlichſt empfohlen — die Oberprima durchmachen und ſich das Maturitätszeugnis erwerben. Er ſtieg in einem alten Hotel ab, wo auch ſonſt die Angehörigen unſeres alten Adels Quartier nehmen. Nachmittags nahm er ſich einen Wagen und durchfuhr die Stadt: außer einigen Häuſern in der Briennerſtraße, die er vornehm fand, gefiel ihm nur die Frauenkirche („das einzige Gebäude, das alt genug iſt für unſereinen") und die Ludwigsſtraße, dieſe indes nicht wegen des Stils ihrer Häuſer, ſondern wegen ihrer Breite und weil die Häuſer ſelbſt, nach ſeinem Geſchmack, wenigſtens einfach genug gebaut waren. „Das übrige kann man alles in einen Topf werfen,

moderne Ware, ekelhaft.“ Dies war sein Urteil über München, das zu berichtigen er während der folgenden Zeit seines Aufenthaltes nicht Anlaß nahm.

Auch am andern Morgen begab er sich zuerst wiederum in die Frauenkirche. Es war dies übrigens während der ganzen Zeit seines Münchener Aufenthaltes sein erster täglicher Gang. Er fand, daß er dort mit seinem Gott in einer Dessen würdigen, für ihn, Baron Frangart, auch standesgemäßen Stätte reden könne; nichts schien ihm verkehrter als die Behauptung, die so oft ausgesprochen wird: „Gott sei überall gleich gern zu Hause, wozu also besondere Gotteshäuser bauen;“ diese Behauptung war ihm gleich verwerflich wie jene andre: daß Gott alle Menschen seelisch gleich ausgestattet und keinen bevorrechtet habe.

Um Mittag kleidete sich Baron Frangart zu Besuch an und fuhr zu dem Rektor, an den er empfohlen war. Er wurde in das Empfangszimmer eingelassen, dessen Möbel ihm für die Wohnung eines höheren Beamten zu schlecht erschienen. Das mochte wohl daher kommen, daß der Staat einen zu niedrigen Gehalt an die Rektoren bezahle. Er sagte sich — was für ihn das Wichtige an der Sache war —, daß

der Staat daran sehr unrecht tue und mit seiner pauvreté die Ausbreitung der Revolution offenbar in unsinnigster Weise unterstütze.

Mittlerweile trat der Rektor ein; man verneigte sich gegenseitig, und der Rektor streckte Baron Frangart freundlich die Hand zum Gruße hin (diese Hand, stellte Baron Frangart in aller Ruhe fest, ist gottlob soeben gewaschen worden. Im Hotel hatte er nämlich nicht ohne Groll bemerkt, daß, wenigstens nach dem Frühstück, keine Wasserschale serviert wurde, ein Versehen, das im Jesuitenkloster nie vorgekommen war). Der Rektor sagte, es freue ihn sehr, Baron Frangart als Schüler zu bekommen; dieser erwiderte, es sei ihm eine besondere Ehre, in dem Rektor seinen künftigen Lehrer begrüßen zu dürfen. So spielte sich wenigstens der Anfang in jenen Formen ab, die Baron Frangart so ungern vermißte. Überhaupt stellte sich heraus, daß der Rektor weltmännische Bildung besaß und zu schätzen wußte. In der Art, wie er sich leise nach dem und jenem, nach Frangarts Verhältnissen, Absichten und Ansichten erkundigte, kam dies sehr gut zum Vorschein. Zur tiefen Befriedigung Frangarts, der, während er verbindlich-gemessene Antworten gab, sich erinnerte, daß ihm ein deutscher Bekannter im Jesuitencolleg

die abſchreckendſten Dinge über deutſche Profeſſoren erzählt hatte. Dieſer da ſchnupfte weder, noch trug er einen ungepflegten Bart; er ſprach weder jovial, noch gelehrt und ſchwulſtig.

Leider ſollte Baron Frangart ſogleich noch einige Dinge hören, die er weder in einer Großſtadt für ernſt, noch ſeines Ranges für würdig halten konnte. Der Rektor fragte ihn nämlich, wo er zurzeit wohne. „Im Hotel ſoundſo.“ „Ich bedaure, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie nach dem Sinn unſrer Satzungen als Primaner wohl nicht dauernd in einem Hotel wohnen dürfen.“ „Entſchuldigen Sie, daß ich das nicht recht begreife! Wenn ich irgendetwas vorhätte, was meiner Wohlerzogenheit eigentlich widerſpräche, ſo wäre doch die Stadt groß genug, daß es niemand erführe. Und dann iſt das ein altes Hotel, innerhalb deſſen ein ſehr empfindliches Publikum verkehrt.“ „Ich bedaure ſehr, es iſt nun einmal Vorſchrift, daß die Schüler privat wohnen.“ — „Glauben Sie, Herr Rektor, daß ich in einem der Häuſer an der Briennerſtraße bei Privatleuten etwas mieten kann?“ — „Ich weiß nicht, dort wohnen wohl größtenteils Leute, die nicht auf das Vermieten angewieſen ſind. — Und dann, meinen Sie nicht, daß die Straße zu weit abſeits von unſerer Anſtalt

liegt?" — „Ich muß vielleicht einen Wagen nehmen. ..." — Dann ſetzte der Rektor Baron Frangart auseinander, daß er ſich zunächſt einer Aufnahmeprüfung unterziehen müſſe; ferner, als wichtige Beſtimmung des Gymnaſialſtatuts, daß er, einmal Schüler der Anſtalt geworden, bei Eintritt der Dunkelheit ſeine Wohnung aufzuſuchen habe. Der junge Baron, der dieſe Information für eine bloße Formſache hielt, bemerkte lächelnd: „Aber hier in München ſcheint es ja immer dunkel zu ſein." — „Ja, ja," nickte der Rektor, der ihn verſtand, und ſein Ton wurde ernſter als bisher, ja beinahe ſchmerzlich: „Auch ich liebe den hellen Süden. Aber da nun Gott gewollt hat, daß wir jetzt hier ſind, müſſen wir uns zufrieden geben. Im Grunde lieben wir in Bayern alle das Südliche ... Wir ſind römiſch-katholiſch."

Nach dieſen liebenswürdigen Worten, die Baron Frangart dankbar hinnahm, ſchien es dieſem an der Zeit, ſich zu empfehlen.

Die Aufnahmeprüfung, im Verlaufe deren ſich die Profeſſoren einig wurden: „daß das Wiſſen des Baron Frangart zwar ſtellenweiſe die bedauerlichſten Lücken aufweiſe, wofür aber die große Selbſtändigkeit und Reife ſeines Denkens einigermaßen entſchädige, er ſomit in

die Oberprima zuzulaſſen ſei," fand am andern Tage ſtatt. Ein bezeichnender Zwiſchenfall erregte das Kopfſchütteln der Prüfenden: Nach den bayriſchen Königen gefragt, wußte er ſie nur ungenau zu nennen, wandte ſich aber mit der Frage an die Profeſſoren, ob die bayriſchen Könige der Beſtätigung der franzöſiſchen Republik bedürften. Die Profeſſoren ſahen ſich einander hilflos an. „Nun, ich meine, weil das bayriſche Königtum doch von Napoleon etabliert worden iſt?"

Durch Vermittlung des liebenswürdigen Rektors ſelbſt bekam Baron Frangart übrigens eine Wohnung in der Briennerſtraße bei zwei alten alleinſtehenden adligen Damen. Er fand dort wenigſtens äußerlich alles, was er von einer Wohnung verlangte: nämlich die vollkommenſte Stille.

Drei Tage ſpäter ließ er ſich früh ſieben-einviertel Uhr einen Wagen holen, hörte in der Frauenkirche wie gewöhnlich ſeine Meſſe und kam ſchlag acht Uhr, immer im Wagen, am Gymnaſium an. Auf dem Rektoratszimmer wurde er einem Lehrer des Griechiſchen vorgeſtellt, der in der Oberprima die erſte Unterrichtsſtunde von acht bis neun Uhr zu erteilen hatte.

Dieſer führte ihn in das Klaſſenzimmer.

*

Die Schüler, ungefähr dreißig an der Zahl, erhoben sich beim Eintritt ihres Lehrers, teils nachlässig, teils aufmerksam, wie es eben in eines Jeden Art lag. Da entfuhr einem Schüler, der allein in der letzten Bank saß, ein hörbares „Ah!" des Erstaunens. Und jetzt richteten auch die weniger Aufmerksamen ihre Blicke nach den Eingetretenen.

Diese waren bereits am Katheder angelangt. Der griechische Lehrer, ein alter Mann, bildete in seiner müden Haltung einen merkwürdigen Gegensatz zu Baron Frangart. Dieser stand gleichmütig neben ihm, in der reizvollen Zierlichkeit seiner etwas kleinen, aber eleganten Gestalt; seine Gesichtszüge waren während der letzten Jahre herber, schärfer und daher noch stolzer geworden. Die satte Bronze der weichen Haut seiner Wangen hatte sich in Chamfort nicht mehr verloren und bezeugte seine südliche Heimat. Die langen langen Wimpern beschatteten wie ehedem seine dunkeln Augen, die Strenge ihres Blickes mildernd. Nur die Haare waren nicht mehr gelockt; im linksseitigen Scheitel auseinandergekämmt, gaben sie eine edle Stirne bloß. Die geschwungenen Linien des Mundes erschienen bestimmter, und auch sie erhöhten den Stolz seiner scheuen verschlossenen Jugend.

Natürlich war er glatt rasiert, sorgsam, ohne auch nur eine Spur der Haare zurückzulassen. — So stand er gleichmütig da und sah zuerst zerstreut über seine künftigen Mitschüler hinweg; sein Blick haftete sodann verloren auf dem letzten Fenster, vor dem sich hohe Bäume mit kahlen Ästen erhoben, vom Novembernebel bedeckt.

Ach, wo blieb die strahlende Sonne, die zu diesem seltsamen Fremdling gehörte! wo die durchsichtige südliche Luft, die seinem jungen Körper lebendige Plastik verlieh! — Einsam und fremd stand er da.

*

„Entzückender Junge!" murmelte halblaut der Schüler auf der letzten Bank. Frangart schien es nicht zu hören; eben begann der griechische Lehrer: „Hier stelle ich Ihnen Fritz Freiherrn von Frangart vor, der neu in Ihre Klasse eingetreten ist . . ." Der Vorgestellte verneigte sich. „Nur keine langen Reden von-wegen Freiherrn!" kam es halblaut aus der hintersten Bank. Der Lehrer verzog über dem Gemurmel ärgerlich seine Miene. Die Schüler kicherten leise. „Wollen Sie Sich setzen, Baron Frangart!" sagte der Lehrer. Der einzige noch freie Platz war in der letzten Bank neben dem Schüler, der sich die Zwischenrufe geleistet hatte.

Dem Lehrer fiel in aller Eile ein, daß er diesen strafen könne. „Sie kommen neben Ludwig Schlagintweit, nicht gerade unsern schlechtesten, aber sicher unsern frechsten Schüler," bemerkte er zu Frangart. Schlagintweit, den sie in der Klasse Bajazzo nannten, versteckte sein gutmütiges Gesicht mit den herzlichen spottlustigen Augen hinter dem Rücken seines Vormannes. „Das stimmt, Gott sei Dank!" flüsterte er. Die Schüler verbissen das Lachen.

Baron Frangart nahm gleichmütig seinen Platz ein, nachdem er sich ein wenig vor Ludwig Schlagintweit verneigt hatte. Dieser sah ihm unbekümmert ins Gesicht: „Grüß Gott, guten Tag, habe die Ehre, Herr Baron Frangobald!" flüsterte er, während vorn ein Schüler aufgerufen worden war und „Platons Apologie des Sokrates" zu übersetzen sich bemühte. „Frangart," korrigierte Fritz ruhig seinen Nachbarn, indem er die übrige Anrede ignorierte. Dieser rückte, da Frangart kein Buch mitgebracht hatte, das seine in die Mitte der Bank. Vorn rief eben ein grober Übersetzungsfehler einen zornigen Ausbruch des Lehrers hervor. Schlagintweit benützte den entstandenen Lärm, um seinen Nachbarn zu fragen: „Kennen Sie diese ‚Phraseologie des Sokrates' schon?" Frangart nickte

bejahend. „Können Sie überhaupt was im Griechiſchen?“ forſchte er weiter. Frangart zuckte die Achſeln. „Dürfen ſchon reden, ſeien S' ganz unbeſorgt! Er hört ſchlecht, der Herr Profeſſor,“ flüſterte Schlagintweit, der das froſtige Benehmen Frangarts entweder nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte. Aber in dieſem Augenblick ſah der Profeſſor doch warnend zu ihm her. Er erwiderte ſeinen Blick treuherzig. Dann aber bückte er ſich wieder und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Herr Profeſſor, trauen S' Ihnen nicht, traun S' Ihnen nicht ... Sonſt blamiere ich Sie wieder einmal, wenn mir griechiſche Konjekturen machen!“ Die in der Nähe Sitzenden grinſten, auch Baron Frangart mußte lächeln; der Lehrer rief gerade einen andern Schüler auf. „Wiſſen S' was, Herr Baron,“ ſetzte Schlagintweit die einſeitige Unterhaltung fort, „alles können S' von mir abſchreiben, nur in der Mathematik kann ich ſelber rein gar nichts. ‚Schlagintweit, wieder Note vier, ungenügend, können nichts, werden nie etwas lernen in der Mathematik!‘“ ahmte er den Mathematiklehrer nach. Der Vordermann wandte unvorſichtig den Kopf, um Schlagintweit ſeinen Beifall für die gelungene Imitation auszudrücken. In den hinteren Bänken entſtand

langſam eine allgemeine Unruhe. Schlagintweit rief dem Vordermann flüſternd zu: „Liebe dicke Mittelmäßigkeit, ſchau gefälligſt nicht ſo, ich red nicht mit dir ... So, ſchön ruhig ſitzen mit deinem breiten Rücken! ...“ (Faſt alle Spitznamen in der Klaſſe, auch die zurechtgewieſene „liebe dicke Mittelmäßigkeit“, waren von Schlagintweit erfunden und verbreitet worden.) Baron Frangart ſah ſeinen lebhaften Nachbarn mit ruhiger Aufmerkſamkeit von der Seite an. Dieſer fühlte es, blickte ihm offen ins Geſicht und errötete in leichter Verlegenheit. Einige Minuten ſchwieg er. Aber dann hatte er es wieder vergeſſen oder er wollte doch noch einen Verſuch machen, Baron Frangart aus ſeiner Ruhe zu bringen. „Oh mei', Drapologie des Sokrates!“ begann er halblaut. Baron Frangart lächelte. „Können Sie auch ſtenographieren?“ ſchrieb Schlagintweit jetzt an den Rand des Buches, da ihm der Lehrer eben den zweiten warnenden Blick zugeworfen hatte. „Nein,“ nickte ſein Nachbar; vorn ging die Überſetzung weiter. „Ja Herrſchaft, ja Sie armer Menſch, das müſſen S' lernen! ...“ knurrte Schlagintweit zwiſchen den Zähnen und machte ein aufrichtig betrübtes Geſicht. Da geſchah etwas Merkwürdiges: Baron Frangart, der die vertraulichen

Worte seines Nachbarn mit einer Mischung von Indignation, Kopfschütteln und Belustigung schweigend angehört hatte, sah diesen wieder von der Seite an und bemerkte die komische Betrübtheit seines Ausdruckes. Da verlor er seine Fassung und fing ohne Überlegung zu lachen an. Schlagintweit und die Mitschüler erschraken zuerst. Aber Frangarts Lachen (er hatte es nie geübt und also, wie es ihm angeboren war, erhalten) klang so vollkommen heiter in den still gewordenen Schulraum hinein, daß alle angesteckt wurden, auch der erschrockene Schlagintweit und schließlich der entrüstete Lehrer, und in schallendes Gelächter ausbrachen.

Frangart hörte zuerst auf; das allgemeine Echo gab ihm seine Fassung wieder, und Schamröte, gleich als ob Lachen für ihn Unrecht wäre, überzog sein Gesicht; überdies fiel ihm jetzt ein, daß er Schlagintweit mit diesem Lachen verraten hatte.

„Entschuldigen Sie gütigst!" sagte er zu ihm. „Ach Unsinn, was entschuldigen, das tut mir nichts."

Der Vorfall endigte damit, daß Schlagintweit eine Strafaufgabe zudiktiert wurde, nämlich einige Seiten aus der Apologie des Sokrates schriftlich zu übersetzen.

Dies also war der Anfang der großen Freundschaft, die Ludwig Schlagintweit für Baron Frangart in der Folge empfand, und auch der Anfang der ruhigen, aber immerhin unleugbaren Sympathie, die dieser wenigstens zuweilen für Schlagintweit bezeigte.

*

Um es vorneweg zu sagen: wenn alle Gefälligkeiten, die Ludwig Schlagintweit, Sohn eines pensionierten Briefträgers, Fritz Freiherrn von Frangart unaufgefordert erwies; wenn alle rührenden Züge freundschaftlicher Besorgtheit, die an diesem herzlichen jungen Menschen während der Zeit ihres Beisammenseins hervortraten; wenn alle Grade des Gefühls, zu denen sich seine Zuneigung verstieg; wenn einem das alles auf einmal gegenwärtig sein könnte, und man vergliche hiermit jene monotone, jederzeit beherrschte Sympathie, mit der Baron Frangart, zuweilen bei sich selbst, seltener schon mit freundlichen Blicken, mit Worten vollends nur dann und wann, stets aber sehr kärglich Ludwig Schlagintweit dankte, — so möchte man wiederum mit einem Vergleich sagen, daß der mit einem goldenen Kelch beschenkte einen irdenen Krug als Gegengeschenk gegeben habe. Aber so einfach

iſt die Rechnung nicht. Man muß bedenken, wie ganz von ſelbſt der Eine aus ſich heraus-ging, wie er mit ſeinem allzeit offenen Herzen durch die Welt zog, gleichſam Gott nacheifernd, der die Sonne über Gerechte und Ungerechte ohne Ausleſe ſcheinen läßt, wohingegen der Andere, zur Unterſcheidung und Diſtinktion ge-boren und erzogen, Herzlichkeit im allgemeinen faſt als Schmutz empfand, „weil in ihr die Schranken fallen und alles durcheinanderfließt"; den verborgenen Reichtum ſeines Herzens, gemäß dem Ratſchluß Gottes, bei ſich behalten mußte und vielleicht ſo ſchwer daran trug wie ein Baum an überreifen Äpfeln, die nicht abge-ſchüttelt werden. Und überhaupt iſt in Dingen des Gefühls alles Urteilen ungerecht. Dies war der Gedankengang, auf dem ſich Ludwig Schlagintweit während ſeiner Freundſchaft für Baron Frangart und auch lange nachher noch tröſtete ...

Schon am erſten Tage bat er Baron Fran-gart, ihn mittags nach Haus begleiten zu dürfen. Auf dem Wege gab er ihm Aufſchluß über die einzelnen Mitſchüler, einerſeits um ihn zu warnen, andererſeits um ihm zu zeigen, wem er vertrauen dürfe. „Ich will niemand vertrauen und niemand mißtrauen, ich brauche das nicht." — „Und

trotzdem müssen Sie Sich vor dem Einen oder Andern in acht nehmen. Warum sollen Sie Sich denn Scherereien machen?" — „Warum wollen Sie denn, daß ich mir keine mache? — Sie haben doch auch solche durchgemacht, sonst wüßten Sie ja nichts davon." „Warum ist wurscht, Baron Frangart, warum tut nichts zur Sache. Ich will Ihnen nur sagen, daß der dicke Vordermann vor uns, Hans Gabler, zwar eine Mittelmäßigkeit, aber auch ein windiger Schuft ist. Und daß der Andere neben ihm, der künftige Leutnant Groß, an Beschränktheit von niemand übertroffen wird. Aber ehrlich ist er bis auf die Knochen, ich sage Ihnen, mich freut jedes Wort an ihm, so gerad und unüberlegt redet er heraus. Und die zwei sind Freunde, ganz unglaublich. — Dann in der dreisitzigen Bank rechts von uns: Müller, Meier und Huber; die sind nur da, weil ohne sie die Bank leer stände. Tun keinem was Unrechtes und keinem was Rechtes. Saufen am meisten Bier und tarocken fabelhaft. Staatsbürger, einfach Staatsbürger, Baron Frangart; der eine wird Geometer, der andre Ingenieur und der dritte Architekt, also höhere Handwerker. Wieder in der Bank vor ihnen: Mehlmann, dessen Verstand mit Schimmel überzogenes Mehl ist; er

eignet sich glänzend zum Juristen. Der kleine Silberstein — wie schon der Name sagt — der ängstlichste Mensch, den ich kenne; traut sich nichts zu lernen, weil er fürchtet, als Streber dazustehen; zahlt immer Bier, um seine sparsame Rasse zu verleugnen, na, einfach, feig. Aber trotzdem nicht ganz zu verachten. Am Ende dieser Bank ein brutaler Schmierfink. Bitte, geben Sie ihm nie die Hand! Er verdient sie nicht, Herr Baron. Hat auf dem Eis ein Mädchen irgendwie besoffen gemacht und ist mit ihr hinter die Hirschau hinausspaziert. Damals wenn ich nicht aufgepaßt hätte, — ach, die billigen Mittel von dem Kerl! Er wird Ihnen sagen, daß Sie Sich vor dem indiskreten Schlagintweit hüten sollen; ich bin nämlich zu den Zweien hin und dem armen Ding bin ich erst an ihrem Haus von der Seite gegangen. Gerettet . . . Schwamm drüber. Die zweite zweisitzige Bank vor uns, die müssen Sie Sich merken: Der Eine hat ein Lachen, daß einem das Herz aufgeht, und es soll erwachsene Damen geben, die für ihn schwärmen: sagt nichts gegen ihn, er wird Benediktiner. Und ein guter, das weiß Gott . . . Der neben ihm hinkt und stinkt vor Bosheit. Keine mag ihn, er möchte sie alle. 's ist ja wahr: der größte Teil von unserer

ganzen Bande kann kein weibliches Weſen mehr anders anſehen, — aber der, der notzüchtigt ſie mit ſeinem Gegaff. Dabei ſchüchtern, winſelt fortwährend um Mitleid. Verdrückt und verlogen. Aber, aber feine deutſche Aufſätze! So was von Sprachgefühl; vielleicht müſſen manche Menſchen gemein ſein, damit ihr Geiſt ungemein wird. — Dann in der ganzen Fünferreihe vor dieſen fünf: fünf Prachtſtaatsbürger, die zufällig nicht Müller heißen. Unnütze Mühe, ſich ihre albernen Namen zu merken, einer iſt wie der andere. Gut bin ich jedem, aber wem bin ich denn nicht gut! Sogar dem kleinen Groll weiter vorn, der ſchon ſeit ſeiner Geburt ſchläft. Soll weiter ſchlafen, angenehme Ruh! Nicht wahr, Herr Baron? Man könnte dieſes runde bambino bemitleiden; vom Eis das ſchönſte Mädchen iſt ihm gut geweſen, hat es aber rein verſchlafen." Baron Frangart legte ihm beluſtigt die Hand auf die Schulter, zog ſie aber ſogleich zurück: „Und wie iſt es mit Ihnen ſelbſt?" — „Richtig, das hätt' ich beinahe vergeſſen! Alſo ich will Ihnen ſagen: ich bin alles, nur nicht loyal. Republikaner, Demokrat, Sozialiſt, Anarchiſt. Natürlich keines von allen, aber ſolche Anfälle kann man kriegen, wenn man ſo hineinſieht wie ich. Seien Sie

froh, Baron Frangart, daß Sie die Welt nicht kennen. Wie Sie ſagen, Sie brauchen das nicht. Aber ich brauche das, weil ich dummerweiſe die Menſchen gern hab'. Auch die Ariſtokraten, wenn ich darf ... Pardon, das war wieder ſo unvornehm direkt, — alſo das bin ich auch. Dann bin ich etwas älter als die anderen: erſtens, weil ich mehr geſehen habe; zweitens, weil mein Vater in Anbetracht ſeiner kindiſchen Penſion zu ſpät bemerkt hat, welche unausſprechlichen namenloſen maßloſen Talente in mir ſchlummern ... Lachen Sie doch ein wenig, Baron Frangart, nur ein wenig! ... Nicht? nun dann nicht ... Mein Vater hat dieſe Talente zu ſpät bemerkt und mich erſt mit vierzehn Jahren aufs Gymnaſium geſchickt. Vierzehn und neun macht dreiundzwanzig. Alſo das bin ich; was ſonſt noch, fällt mir jetzt gerade nicht ein."

„Erzählen Sie mir wieder von den anderen, bitte — es war ſo amüſant!" — „Ach, amüſant, na ja, ich bin eben doch ein Bajazzo, wie die andern ſagen. Sie glauben das auch, Herr Baron?" „Ich glaube nie etwas ‚auch' ..." „Wenn Sie es ſagen, wird es wahr ſein. Und ich mag das, ich verehre das, ich liebe die outsider ... Outsider ſtehen am Anfang und am

Ende einer jeden Welt, oder hören Sie unſern lateiniſchen Profeſſor: Solitudo est mater omnium malorum — oh weh, ſo heißt es nicht, will ſagen: Stultitia est mater uſw. —."

Und Schlagintweit erzählte Baron Frangart von den andern Mitſchülern: von den zwei jüdiſchen Vettern Eichhorn, die alle beide ſo unangenehm praktiſch, aber ſehr „gent" waren; von dem künftigen Mediziner Graßmann, der ſchon als Junge in ſexueller Freude die Schmetterlinge quälte und für den Beruf eines Frauen- und Nervenarztes alſo alle wünſchenswerte Begabung mitbrachte; von dem notleidenden Jehle, der ſeine Mutter durch Lektionengeben ernährte, aber ein Neidhammel war und nicht ſehen konnte, daß es andern gut ging. Von vier weiteren Staatsbürgern, die alle für einen Aſſeſſor oder Richter oder ſonſtigen Juriſten nötige Weltfremdheit inkluſive Mangel an Einſicht und Überfluß an ſchwammiger Bourgeoiſie beſaßen, alſo von in ihrer Art natürlich ehrbaren Leuten. Von einem, der an eine verborgene Individualität in ſich glaubte, und da man dieſe in einem privaten Landerziehungsheim nicht hatte entdecken können, nun doch lieber in einer ſtaatlichen Anſtalt auf ihre Entdeckung hoffte. Von dem quaſi Dandy Wörner, der alle Schülerinnen der Töchter-

ſchule mit dem Vornamen anſprechen durfte, weil ſie blöd genug waren, die Vornamen für den Anblick ſeines Schnurrbartes herauszugeben; von einem Burſchen alſo, der mit ſolchen Errungenſchaften eine Zeitlang ſein Staatsbürgertum zu beſchönigen hoffte. Und von einem Dutzend „anderer Lausbuben", die mit der Zeit ihrem Brotinſtinkt gemäß ihre Krippe ſchon finden konnten: der Eine beim Militär mittels reicher Partie, der Andere mittels ſonſt einer vierprozentigen Bürgerstochter ... „Aber ſchließlich, noch gehen ſie an, für Sie freilich nicht mehr, Herr Baron, aber für mich. Nun, das heißt, auch nicht immer; aber wenn mich einer um etwas bittet, ſchlage ich es ihm nie ab ... Weil ich nicht kann. Sehn Sie, da haben wir noch einen Fehler von mir, grad zum Schluß; ich kann nicht anders, ich muß auf alle Bitten ja ſagen. Herrgott, bin ich dumm!"

Sie waren an dem Hotel angekommen, wo Baron Frangart ſeine Mahlzeiten einnahm. Er ſah müde aus, als er ſich von Schlagintweit, der ihm die Hand hatte geben wollen, mit leichter Verbeugung trennte. „Sagen Sie, Baron, wollen Sie vielleicht nachmittags lieber zu Haus bleiben?" — „Ja, geht denn das?" — „Das machen wir einfach ſo: Ich habe Sie

nach Haus begleitet, es ist Ihnen schlecht geworden, Sie werden diesen Nachmittag wohl nicht kommen. So werde ich in der Schule sagen. Lassen Sie mich nur machen, auf meine Verantwortung. Für einen Nachmittag, das ist das Gute, brauchen wir kein ärztliches Zeugnis. Also, Sie kommen heute nachmittag nicht?" — „Nein; ich danke Ihnen, Herr Schlagintweit." — „Auf Wiedersehen morgen!" — „Guten Tag."

Baron Frangart aß im Restaurant des Hotels, wo außer ihm sehr wenig Menschen speisten. Um drei Uhr, als er es verließ, um dank der Güte Schlagintweits spazieren zu gehen, senkten sich bereits wieder die schweren grauen Nebel über die Straßen. Verstimmt rief er einen Wagen heran und fuhr sofort nach Hause. Dort warf er sich in ein Fauteuil und blieb bewegungslos stundenlang sitzen. Seine Gedanken waren nicht zu enträtseln; und vielleicht dachte er nichts, sondern „genügte sich einfach selbst".

Abends ging er in ein Konzert. Aber da eine Dame im Reformkleid den Platz neben ihm innehatte, eine Dame, der er schon ansah, daß sie mit ihrem „zuckenden Ich, ihrer modernen Seele, ihren ringenden Gefühlen" Ausdrücken, die er mit Schaudern in dem Buche einer

Emanzipierten geleſen hatte) ſeinen eventuellen Genuß ſtören würde, entlief er noch vor Anfang des Konzerts. Er fuhr nach eingenommenem Diner gleich wieder heim, ſetzte ſich wieder in das Fauteuil und träumte ...

*

Baron Frangart trat, wie zu erwarten war, mit keinem ſeiner Mitſchüler in Verkehr. Dieſe hier liebten ihn auch keineswegs, wie etwa vorher die adeligen Zöglinge des Jeſuitencollegs ihn geliebt hatten; ſondern zum Teil beneideten ſie ihn wegen ſeines Reichtums, zum Teil wegen ſeiner Freiheit und wegen ſeiner Schönheit; wegen dieſer vielleicht am meiſten, obwohl er, in der Sprache der alten Weiber zu reden, keinen Gebrauch davon machte. Wenigſtens wurde er während der ſieben Monate, die er in Oberprima zubrachte, nie mit einem Mädchen geſehen. Ein paarmal war er in Begleitung Schlagintweits auf dem Kleinheſſeloher See Schlittſchuh gelaufen. Es beluſtigte ihn eine Zeitlang, wie die jungen Mädchen aus guten Familien, welche ja ſeine Kameraden vom Tanzkurs her kannten, ſich ihm bemerkbar machen wollten; wie ſie gerade in ſeiner Nähe alle

Figuren liefen, damit die Röcke hochflogen und er ihre Waden betrachten konnte. Aber bald ekelte ihn davor und er blieb für immer aus.

Ein einziges Mal hatte er auch versucht, die Gesellschaft seiner Mitschüler auf der sogenannten Absolventenkneipe zu genießen. Schlagintweit saß an seiner Seite und konnte bezeugen, von welcher Höhe der Verachtung aus sein schweigender Blick dieses Treiben ablehnte. Es war ihm schon ganz unbegreiflich, wozu denn die sogenannten Chargierten immer mit ihren ungeschliffenen Schlägern auf den Tisch schlugen; noch mehr erbitterte ihn der angebliche Gesang der Cantusse; in grenzenlosem Ekel aber erhob er sich, als sie bei dem traurigen Fiducit der „Exkneipe" sich Ochsenmaulsalat bringen ließen, diesen ganz sans façon hinunteraßen, gewaltig hineintranken und dann wirr durcheinander zu gröhlen anfingen: „ein Prosit, ein Prosit, der Gemü ... a ... a ... t ... lich ... kei ... eit ...!" Zwei wollten ihn bei seinem Weggehen anpöbeln; da er vor Ekel überhaupt nicht antworten konnte und wollte, belehrte Schlagintweit die zwei Schreihälse eines Besseren. Schließlich rollte das schläfrige runde bambino Groll betrunken unter sie hinein, und ein allseitiges Gelächter der Begeisterung erscholl, während-

dessen Schlagintweit ruhig Baron Frangart folgen konnte.

Zwei Tage blieb Baron Frangart nach diesem „Fiducit" zu Hause liegen; es wäre ihm unmöglich gewesen, unter diese Gesellschaft hineinzutreten. Der Arzt verschrieb ihm Beruhigungsmittel, die Ludwig Schlagintweit entschlossen zum Fenster hinausgoß. „So ein Trottel! ... Ihnen Beruhigungsmittel zu verschreiben, Ihnen, Baron Frangart! Er soll lieber sich und andere Saufbrüder beruhigen!"

Die Gesellschaft Schlagintweits ertrug Fritz Frangart wie die eines lustigen treuen Dieners. Seine Ergebenheit hatte in der Tat etwas Rührendes. Eine Woche nach jener Kneipe kam er freudestrahlend zu Frangart: „Die Weltordnung ist umgangen, meine Illoyalität hat gesiegt!" — „Bitte?" — „Ich habe einen mir bekannten jungen Arzt wiederentdeckt, der Ihnen jederzeit alle nur gewünschten Schulkrankheiten bestätigt." Frangart benutzte die Liebenswürdigkeit dieses Arztes ausgiebig: Im Januar und Februar saß er wochenlang zu Hause. Schlagintweit, der allein ihn besuchen durfte, kam gegen Abend und nahm mit ihm in einer knappen Viertelstunde alles durch, was der ganze Tag zu lernen gebracht hatte. Die schriftlichen Probe-

arbeiten in der Schule schrieb er auf Drängen Schlagintweits von diesem voll und ganz ab; dieser schmierte dann in seine eigene Arbeit eiligst noch einige Fehler, um einen Unterschied herzustellen und den Professoren den Nachweis des Abschreibens zu erschweren.

Schließlich duldete Schlagintweit nicht mehr, daß Frangart die häuslichen Arbeiten selbst anfertigte. „Herr Baron, das hat doch für Sie keinen Sinn mehr; daran sterben Sie ja vor Langeweile," konstatierte er und kam von nun ab jeden Tag punkt sieben Uhr in die Wohnung Frangarts, worauf dieser die Aufgaben abschrieb. Das war natürlich auch in einer Viertelstunde geschehen. Frangart fuhr dann wie immer zur Frauenkirche in die Messe, wohin ihn jedoch Schlagintweit nie begleitete. Da aber Frangart sich nicht bemüßigt fühlte, es auch für formlos gehalten hätte, nach der Weltanschauung eines andern zu fragen, kam es darüber nie zu einer Auseinandersetzung.

Diese vollkommene Schweigsamkeit des Baron Frangart über sein eigenes Wesen, über seine Anschauungen tat Schlagintweit weh. Wenn er im Bette lag und nachsann, welche Gefälligkeiten er morgen Baron Frangart erweisen konnte, träumte er manchmal davon, daß ein Mal,

ach, nur ein einziges Mal dieſer ſein Herz öffnen würde. Er dachte es ſich ſo ſchön, wenn ſie ſich dann gegenſeitig ihre Ideen klarlegen würden, er würde die Hand um Baron Frangart legen ... Oh nein, er wußte ſchon, daß er dies nie wagen dürfte, daß jener ſich nie eröffnen, auch nie eine freundſchaftliche Vertraulichkeit geſtatten würde.

Frangart ſeinerſeits, wenn er über Schlagintweit (was ſehr ſelten geſchah) nachſann, formulierte ſeine Sympathie für dieſen Menſchen ſo: „Er hat noch den Takt der alten Leute aus dem Volke, er verlangt keine Aufklärungen, keine Gründe von den Menſchen, die er verehrt.“ Und ſo erriet er die Sehnſucht des armen Schlagintweit nicht, weil ſie ihm ſelber fehlte. In der warmen Heiterkeit aber, die von dieſem Menſchen ausging, ſonnte er ſich mit einer gewiſſen trägen und ſelbſtverſtändlichen Ruhe, wie vor Jahren, an die Schloßmauer von Frangart gelehnt, in der lachenden Sonne des Südens ...

*

In den Oſterferien lud Baron Frangart den treuen Schlagintweit ein, mit ihm nach Brixen zu reiſen und dort eine Woche zu bleiben. Er ſehnte ſich nach ſüdlicher Sonne, wollte aber nicht bis nach Bozen und Sigmundskron fahren,

da er keine Luſt verſpürte, ſeine Heimat wiederzuſehen, ſo gerne Schlagintweit gerade dieſes gewollt hätte.

In Brixen übertraf ſich Baron Frangart gleichſam ſelbſt in der unerſchütterlichen Trägheit, mit der er ſich in die Sonne ſtellte und acht Tage lang ſchwieg. Schlagintweit war unglücklich während dieſer Zeit; nie mußte er ſtärker empfinden, wie wenig er dem verborgenen Weſen Frangarts nahe kommen konnte. In ſeiner Trauer vergaß er darauf, die Schönheit des Landes zu genießen. Er war froh, als ſie wieder zurückfuhren, wo er überdies den Vater eines ſeiner Schüler — denn er lebte von ſeinen Lektionen und erhöhte ſo den Penſionsbezug ſeines Vaters — ob ſeiner Abreiſe grollend zurückgelaſſen hatte. Gerade die Oſterferien hatte dieſer für die beſte Zeit gehalten, die Lücken im Wiſſen ſeines Sohnes durch den Inſtruktor auszufüllen. Er ſah ſich denn auch bald um jemand andern um. Von dieſen Dingen erfuhr übrigens Baron Frangart keine Silbe.

Der junge Baron ging um dieſe Zeit, halb aus Neugierde, halb aus konventionellem Zwang, etliche Male zu den Tees und andern geſellſchaftlichen Veranſtaltungen einiger adeliger Familien, an die man ihn liebenswürdig empfohlen

hatte. Aber bald unterließ er es wieder: bei den einen ſah er ſich mit Künſtlern und Literaten zuſammen eingeladen, die unter dem Beifall der Hauswirte ihre modernen und billigen Phraſen von neuen Wegen zur Kultur kommentierten, aber für Fritz Frangart durch ihr ganzes geſellſchaftliches Benehmen hinlänglich bewieſen, daß ſie die wohl bewährten alten Wege zur Kultur noch nicht gegangen waren. Seiner Anſicht nach wurden ſie der hohen Bedeutung, die man ſogar in alten Familien ihrer Anweſenheit beimaß, nicht im geringſten gerecht, um ſo mehr aber dem Teegebäck, dem kalten Büfett, oder am meiſten dem Abendeſſen, wenn es ein ſolches gab: ihr unanſtändiger Heißhunger paßte durchaus zu dem Bild, das ſich Baron Frangart von ihrer neuen Kultur machte. Wenn aber etwa in dieſen Geſellſchaften Wein getrunken wurde oder gar Sekt, ſo unterſchieden ſich die Gäſte nur in der Qualität des Getränkes, aber keineswegs in ihren Sitten von ſeinen kneipenden Mitſchülern; höchſtens noch darin, daß, was dort „Gemü . . . a . . . a . . . t . . . lichkei . . . eit" genannt wurde, hier als „Originelle Viecherei" oder gar als „dionyſiſcher Taumel" der Gemüter galt.

In andern Kreiſen hinwiederum, die zwar

in den Formen immer noch ſtrenger und genauer lebten, bemerkte er mit Mißvergnügen, daß ſich alle Männer ohne Ausnahme und ſogar die meiſten Frauen offenbar viel mit Politik beſchäftigten. Er aber empfand Politik, wie ſie heute getrieben wird, als eine Degradierung; ſo zog er ſich alſo auch aus dieſen Kreiſen zurück.

*

Von den ſtets willig-gelieferten Krankheitsbeſtätigungen des erwähnten Arztes bezog Fritz Frangart in den Monaten Mai und Juni eine reichliche Anzahl. So konnte er ſich unbehindert ſeiner Ruhe hingeben.

Ein paar Tage vor der Maturitätsprüfung, alſo in der zweiten Hälfte des Juni, ereignete ſich indeſſen ein Vorfall, der ihn in unangenehmer Weiſe aufſtörte. Er hatte von ſeinen Mitſchülern ja nach jener Kneipe niemals mehr Notiz genommen und war ſomit allerdings der Mühe enthoben, ſich an ihre von Schlagintweit gegebenen Charakteriſtiken zu erinnern. Aber da die jungen Leute die Bevorzugung Schlagintweits nicht ohne Neid ſehen konnten und dieſer ſelbſt auch wegen ſeiner Spottluſt heimliche Feinde genug hatte, bildete ſich unliebſames Gerede über ihre Beziehungen. Die große Ergebenheit des einen gegen den andern war ja allen

bekannt. So ſagte man denn, daß ſich der ſchöne Baron Frangart den Schlagintweit als Diener, ja „Haustier" halte und ihn dafür hoffentlich und jedenfalls anſtändig bezahle.

Als er nun eines Morgens in das Klaſſenzimmer eintrat und mit den Augen den noch abweſenden Schlagintweit ſuchte, flüſterte die dicke „Mittelmäßigkeit" einem Mitſchüler einige Worte zu, die Anſpielungen der erwähnten Art enthielten. Baron Frangart hörte es, ohne es zu wollen. Daher ging er mit der ſicheren Ruhe, die ihm eigen war, zu der „Mittelmäßigkeit" hin und erſuchte, verbindlich lächelnd, aber nicht ohne leiſe Drohung in ſeinen dunkeln Augen, um Aufklärung. Die „Mittelmäßigkeit" erſchrak heftig und ihr bourgeoiſes Fett (mit Schlagintweits Worten zu reden) wackelte. „Herr Baron, das ſage nicht ich, das habe ich nur gehört. Man hat mir erzählt, daß Schlagintweit ſeine Schüler und ſein Einkommen vernachläſſigt, weil er die freie Zeit jetzt meiſtens bei Ihnen zubringt." Baron Frangart ſah den ängſtlichen Stotterer an wie eine Kröte und wandte ſich ab. Das Gerede war ſehr ekelhaft, aber er nahm ſich vor, Schlagintweit kein Wort davon zu ſagen, ihn hingegen, wie es gerecht war, auf irgendeine Weiſe zu entſchädigen. Baron Fran-

gart hätte ja mit Leichtigkeit, ohne es zu verspüren, die Familie Schlagintweit über die groben Sorgen des Tages hinausheben können. Es war nicht Geiz, was ihn davon abhielt. Aber es gehörte zu seinen Überzeugungen, daß die Armut von Gott gewollt und zur Erhaltung des überlieferten Standes der menschlichen Dinge nützlich sei, sie beheben zu wollen somit auch einen Akt der Revolution begehen hieße. Es hatten schon genug Verschiebungen in der menschlichen Gesellschaft stattgefunden, im Laufe des letzten Jahrhunderts ...

Mit solchen Ansichten verband Baron Frangart auch einige merkwürdige äußere Gewohnheiten, zum Beispiel, daß er nie ein anderes Licht in seinem Zimmer duldete als das von Wachskerzen. Niemals in seinem Leben benützte er das Telephon: es war ihm eine „zu junge Einrichtung". Statt eine Zeitung zu lesen, ließ er sich von Schlagintweit allmonatlich die Reihe der nackten Ereignisse der Zeit auf einem kleinen Zettel zusammenschreiben. (Dieser, der „alles war, nur nicht loyal", konnte nicht umhin, sich dabei manchen Scherz zu erlauben. Einmal schrieb er: Der Papst hat den Vatikan an einen Amerikaner verkauft und ist nach Berlin verzogen. Ein andermal: Der internationale

Delegiertentag der Sozialdemokratie hat die Rethronisierung der Bourbonen auf sein Programm gesetzt. Oder: Gestern haben sich alle Pariser Anarchisten auf der Place de la Concorde freiwillig verbrannt. — Mit diesen Scherzen wollte er Baron Frangart zu einer Diskussion verleiten, was ihm aber nicht gelang.) Automobil fuhr Baron Frangart nie: „man soll nicht in seinen alten Tagen einen so neuen Sport anfangen". Die Versuche der Luftschiffer vollends hielt er für ein Verbrechen und fand es in Ordnung, daß soviele dieser Leute tödlich verunglückten. Übrigens, behauptete Baron Frangart, hätten die Chinesen alle diese Neuerungen schon vor längster Zeit besessen, sie aber durch den Machtspruch des Gesetzes wieder abgeschafft; denn sie hätten ersichtlich nicht zur Hebung des Glückes und der menschlichen Gesellschaft überhaupt beigetragen.

Inzwischen stellte die Neuzeit, ja die allernächste Gegenwart eine nüchterne unumstößliche Forderung an Baron Frangart: nämlich, die Maturitätsprüfung zu machen. — Im Lateinischen, Griechischen und Französischen ging alles glatt, in der Religion ausgezeichnet, zur Freude seines Religionslehrers, den er selbst hochschätzte. Zweierlei aber stand ihm noch

bevor: das Deutſche und die Mathematik. In der Mathematik rechnete er gelaſſen mit der allerletzten Note. Das Deutſche mußte ihm erhebliche Schwierigkeiten machen, wenn ſich das Thema etwa auf die Geſchichte bezog, in deren Studium er konſequent alles, was ihm nicht gefiel, ignoriert hatte.

Nun beſtand das deutſche Thema in jenem Satz des antirevolutionären, von Frangart über alles verehrten Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern haſt, erwirb es, um es zu beſitzen."

Baron Frangart lieferte eine nur leiſe verhüllte „Begründung der Tradition in jedem Betrachte", der Privilegien, ſowie aller von Gott gewollten und hiſtoriſch bewährten menſchlichen Inſtitutionen. Sein Aufſatz geriet wirklich ſehr gut, und es war ſchade, daß ihn nur der deutſche Profeſſor, nicht aber Schlagintweit zu Geſicht bekam; er hätte daraus doch einiges zum Verſtändnis ſeines Frangart gelernt.

Schlagintweit ſelbſt gab zwei Bearbeitungen des Themas ein: Auf die eine ſchrieb er in Klammern: „Wie das Thema von einem Abiturienten behandelt werden muß." Dieſe Bearbeitung war in der Form der edlen Chri abgefaßt und enthielt alles Wünſchenswerte. Auf die andere ſchrieb er: „Wie das Thema von

einem Menſchen behandelt wird." Hierin ſetzte er ironiſch auseinander, daß ihm, mangels eines materiellen väterlichen Erbes, für den Satz, ſoweit er materiell gemeint ſei, eigentlich jede Erfahrung fehle; daß er jedoch ſeinen eventuellen Nachkommen, vorausgeſetzt, daß ſie wenigſtens etwas erbten, die Worte Goethes unermüdlich einbläuen werde. Dazu fügte er eine lächerliche Betrachtung über mögliche Widerſprüche, die er zwiſchen dem Ideal der reinen Humanität („d. i. Menſchlichkeit!") und dem der Tradition ſpäterhin möglicherweiſe ent- und aufdecken werde.

Dieſe zweite Bearbeitung, von der er mit dem Wunſch, Frangart zu einer Gegenrede zu reizen, dieſem erzählte, aber nicht mehr als ein Lächeln zur Antwort bekam, trug Schlagintweit in letzter Stunde eine Karzerſtrafe ein.

*

Solchermaßen waren nun doch eine Zeitlang über die alte Mauer der Ruhe, von der umgeben Baron Fritz Frangart dahinlebte, die unruhigen Eidechſen der Heiterkeit geklettert, die der gute Bajazzo dorthin jagte; und Baron Frangart jagte ſie nicht weg. Aber dem Bajazzo ſelbſt öffneten ſich die Mauern nicht. In dunkeln Nächten ſtand er manchmal leiſe ſchluchzend

davor. Unerhört verhallte ſein Schluchzen, und das Salz ſeiner Tränen konnte der Mauer ſo wenig anhaben, wie die zartfüßigen Eidechſen ſeiner Heiterkeit. — Ein ſolcher Bajazzo wie Schlagintweit hat ein ſchweres Los auf Erden: freilich darf er ſeine Späße auch dort aufführen, wo ſich andre keine luſtige Miene mehr getrauen, geſchweige denn ein Wort. Aber das iſt auch alles. Er muß froh ſein, wenn er nicht mißverſtanden wird; wenn ihn die andern nicht mit einem Allerweltshallodri verwechſeln und ihm Pfennige hinwerfen, während er mit dem goldenen Klingebeutel ſeines Herzens Liebe einſammeln will. — Das nun brauchte Schlagintweit von Baron Frangart nicht zu befürchten; aber Liebe gab ihm dieſer auch nicht, konnte ſie ihm nicht geben ...

Oh über die ſüßen Schmerzen der Freundſchaft! Oh unbelohnte Liebe! Oh Schrei der Sehnſucht, der ohne Echo verhallt! Oh verlorene, verlorene, verlorene Jugend! ...

„Ein ſchweigſamer Menſch ohne Echo zu ſein, wie Baron Frangart, iſt aber auch keine Kleinigkeit!“ dachte ſich Schlagintweit, zog ſein Herz aus der Bruſt und wiſchte ſich die Tränen damit ab.

*

Drittes Buch

... for thou hast been
As one, in suffering all, that suffers nothing
(Denn Du biſt, während Du alles zu leiden hatteſt, geweſen wie Einer, dem nichts widerfuhr.)

Hamlet, dem Horatio zur Leichenrede

Inhalt des dritten Buches

	Seite
Eine ergebnisloſe Berufswahl	147
Das längſte Geſpräch	156
Der einzige Brief Baron Frangarts	160
Der Entſchluß	165
Die Beichte	170
Die Tat	181
Baron Frangarts Ende	212

Eine ergebnislose Berufswahl

eif also wären wir jetzt!" rief Schlagintweit lachend, als er am 14. Juli des Jahres 19.., kurz vor Mittag, bei Baron Frangart eintrat, um diesem, da er sich zur Abschiedsfeier und letzten Verteilung der Zensuren krank gemeldet hatte, das Maturitätszeugnis zu überbringen.

„Die Frage ist nur, wozu!" erwiderte Frangart gelassen. — „Was mich betrifft, so weiß ich das noch nicht, da studiere ich halt einstweilen Philosophie, das ist für alle Fakultäten Vorschrift: acht Kollegien Philosophie, achtmal sechzehn Mark pro Kolleg macht um einhundertvierundzwanzig Mark Philosophie, die mir der Staat gratis verzapft von wegen Dürftigkeitszeugnis ... Aber was Sie studieren sollten, weiß ich wirklich nicht, Baron, womöglich etwas, wo 's wenig Worte zu machen gibt ..." — „Also jedenfalls nicht Philosophie!" erwiderte Frangart. Dann erzählte er Schlagintweit, daß er

nach dem Willen zweier ſeliger Verwandten, ſeiner Mutter und des Marquis Choiſeul, entweder Geiſtlicher werden oder in die deutſche Armee eintreten ſolle. Schlagintweit lachte: „Ausgezeichnet, läßt ſich beides vereinigen, werden Sie einfach Militärgeiſtlicher!“ Als er aber ſah, daß Baron Frangart ſehr ernſt vor ſich hinſtarrte, ſetzte er hinzu: „Oh entſchuldigen Sie vielmals!“

Frangart hatte in dieſen Tagen mit beſten Glückwünſchen zur beſtandenen Prüfung zwei Schreiben bekommen, eins von ſeinem öſterreichiſchen Vormund und das andere von einem Ordensgenoſſen Miévilles (dieſer ſelbſt weilte gerade bei den Trappiſten und durfte alſo ohne Verletzung der Hausregel keine Briefe ſchreiben). Man machte ihm darin Mitteilungen vom Stand ſeines Beſitzes. Auf Frangart war alles unverändert, jedoch hatte man, da der Baron es nicht bewohnen zu wollen ſchien, die Dienſtboten bis auf zwei entlaſſen. Die Verwaltung des Schloſſes machte nur geringe Koſten, die von den Zinſen der Stiftung Miévilles hinlänglich beſtritten werden konnten (eine Stiftung, welche Frangart, ſobald er majorenn geworden wäre, abzulehnen gedachte). Choiſeul und Riom hatten, durch Vermittlung einer

jeſuitiſchen Genoſſenſchaft in Clermont-Ferrand, ihren Käufer gefunden. Die Vormundſchaft hatte dieſem Verkauf, wie ſie erklärte, mit vielem Recht zugeſtimmt, weil bei den jetzigen agrariſchen Verhältniſſen in Frankreich die toten Liegenſchaften wenig Erträgnis verſprachen. Die von Marquis Choiſeul eingerichteten landwirtſchaftlich-induſtriellen Betriebe in umfaſſender Weiſe fortzuführen, habe ſich für die Vormundſchaft als eine zu ſchwere und zu koſtſpielige Aufgabe erwieſen. — Die Kaufſumme war beträchtlich und ihre Zinſen, zuſammen mit denen des von Marquis Choiſeul hinterlaſſenen beweglichen Kapitals, garantierten Baron Frangart eine ſehr hohe Rente. Die aus franzöſiſcher Hinterlaſſenſchaft gefloſſenen Kapitalien waren teils beim franzöſiſchen „Crédit Foncier" angelegt, deſſen Directeur-Tréſorier, Monſieur Depagne, Marquis Choiſeul nahegeſtanden und ihn ſtets in ehrlichſter Weiſe beraten hatte, teils in der beſten engliſchen Bank. Die Vormundſchaft ſchrieb, ſie habe ſich auch dazu berechtigt gehalten, angeſichts des niederen Standes aller öſterreichiſchen Staatspapiere; auch könne ſie keine Steuerhinterziehung darin erblicken, daß dieſe Kapitalien im Ausland verblieben; denn wenn Choiſeul und Riom nicht verkauft worden

wären, hätte man dieſe Güter ja auch in Frankreich verſteuern müſſen. Was endlich die Schulden des verſtorbenen Baron Frangart betreffe, ſei dieſerhalb noch das prozeſſuale Verfahren abhängig; der Hauptgläubiger des Verſchiedenen habe alle andern Schuldforderungen zu niedrigſten Preiſen aufgekauft, ſie mit den ſeinigen zuſammen der Vormundſchaft präſentiert und, da Zahlung verweigert worden ſei, eingeklagt. In dem Prozeß handle es ſich — da der andere Beſitz des jungen Barons ja nicht aus der Frangartſchen Familienhinterlaſſenſchaft komme — nur um Schloß Frangart ſelbſt. Sollte das Gericht trotz nachgewieſener Gütertrennung der verſtorbenen Eltern und daraus hervorgehender rechtlicher Konſequenzen gegen die Vormundſchaft entſcheiden, ſo werde man, um Schloß Frangart ſeinem Erben zu erhalten, die Schulden aus dem beweglichen Kapital bezahlen. Die Frage, ob dieſe Schulden ſchon verjährt ſeien, da ſie Baronin Frangart, auch als ſie in den erblichen Beſitz des Schloſſes gekommen war, aus deſſen Erträgniſſen nicht habe bezahlen können, ſei gerichtlich noch nicht entſchieden. Im ſchlimmſten Fall werde man übrigens alles tun, um ſich auf eine möglichſt geringe Abfindung mit dem Gläubiger zu vergleichen und ſo

die Intereſſen des Baron Frangart beſtens zu wahren. — Endlich machte die Vormundſchaft Baron Frangart darauf aufmerkſam, daß er ſeinen Militärdienſt in Öſterreich machen müſſe, wenn nicht die Entlaſſung aus dem öſterreichiſchen Staatsverband und die Naturaliſierung in Deutſchland angeſtrebt werde. Sollte aber Baron Frangart jetzt ſchon in das deutſche Heer eintreten wollen, ſo müſſe man eine Immediateingabe an Se. Majeſtät den Kaiſer von Öſterreich richten. Immerhin habe der (zwanzigjährige) Baron Frangart noch ein Jahr der Überlegung Zeit.

So war Baron Frangart auch von dieſer Seite und nicht nur von Schlagintweit an die Frage der Berufswahl erinnert worden. Klar und ruhig ſtellte er bei ſich feſt, daß es für einen Menſchen ſeiner Art letzten Endes wirklich nur zwei Möglichkeiten gab: die eine, ſein Geſchlecht fortzuführen und in die Armee einzutreten, oder die andere, den Namen Frangart ſterben zu laſſen und ſich dem Dienſte Gottes zu widmen. So gingen ſeine Überlegungen in einem Sinn, der dem Marquis Choiſeul wohlgefallen hätte: „Die katholiſche Kirche und die deutſche Armee, das iſt das herrlichſte, was wir jetzt haben.“ Aber Baron Frangart konnte ſich

nicht entschließen. Er achtete das deutsche Heer, fühlte sich aber „wohlgeboren = εὐγενής" genug, um für sich persönlich überzeugt zu sein, daß er dessen Zucht entraten könne; und die Idee, späterhin als Offizier selbst an dieser Zucht mitzuwirken, erschien ihm zwar seiner eigenen Beschaffenheit würdiger; bei einigem Nachdenken indes fand er, „daß es eine Höhe der Kultur gebe, von der aus man auch auf alle, die da noch herrschen wollen, Schul- und Militärzuchtmeister inbegriffen, apathisch herabsehe. Und vielleicht, wahrscheinlich sogar, ja sicher, stehe Fritz Freiherr von Frangart auf dieser Höhe." So formulierten sich mit schwermütigem Stolz seine Gedanken.

Was aber den geistlichen Stand betraf, so war dies freilich der reinste, reinlichste, seiner tiefen Ruhe angemessenste. Indes: das hatte Zeit. Und ganz im Geheimen wartete Baron Frangart vielleicht doch auf etwas, was seinem gleich einer Sonne in sich selbst ruhenden Wesen einen Anstoß, Bewegung, und somit Fruchtbarkeit geben könne. Dann jedoch dachte er wieder des Abscheus, mit dem ihn die Beweglichkeit der anderen („weniger kultivierten") Menschen stets erfüllt hatte. „Freilich, im Moraſt ist immer Bewegung," sagte er schließlich laut; es

ſchien, als ob er die Anweſenheit des Menſchen, der bekümmert und ſchweigſam in ſeinem Zimmer ſaß, vergeſſen hätte. „Aber der Moraſt ſtänke noch mehr, wenn er immer ruhig daläge;“ meinte dieſer treuherzig. „Allerdings, der Moraſt ſtänke noch mehr, der Moraſt ſchon ...“ entgegnete Baron Frangart kühl.

„Es gibt noch etwas,“ meinte er ſchließlich, „es gibt doch noch etwas drittes: den Genießer. Ich könnte es mit dieſem Beruf verſuchen.“ — „Soll ich mich alſo ſchleunigſt empfehlen?“ fragte Schlagintweit ſcherzend. — —

Baron Frangart glaubte nicht recht an den Beruf des Genießers. Aber Tatſache iſt z. B., daß er im Herbſt einmal den Zug nach Nizza beſtieg; am andern Tag kam er wieder nach München zurück. Er war in Verona ſchon ausgeſtiegen, weil zwei Juden, die im Speiſewagen neben ihm ſaßen, ſich — nicht einmal ſehr laut — darüber unterhielten, daß „im letzten Jahrhundert doch ſchon vieles beſſer geworden ſei, nur in Rußland noch nicht“. Erzürnt ſtand Baron Frangart auf, indem er dachte: „Ja, für euch ſchon, aber für unſereinen nicht,“ begab ſich in ſein Coupé zurück und verließ, wie geſagt, in Verona, der nächſten Station, den Zug.

Einmal fuhr er auch nach Paris. (Marquis Choiſeul zum Beiſpiel hatte dieſe Stadt nur betreten, wenn er geſchäftlich dort zu tun hatte. „Zu privaten Zwecken geht ein Choiſeul nicht in die Hauptſtadt der Revolution," hatte er geäußert.) In Paris ſah ſich Baron Frangart alles an, die Bars, wo die faſhionabelſten Kokotten verkehrten, die maisons de rendez-vous, die Spielſäle, die Vaudevilles, die Folies-Bergères, Moulin-rouge, die Nacktbälle. Aber er ſah das nur an und ging ſtets wieder weg, bald vom ſchlechten Geruch, bald von der Unreinlichkeit, bald von der unbeherrſchten Gier der „vorhandenen" Leute beleidigt; er genoß nichts. Nach vier Wochen verließ er achſelzuckend die genußreichſte Stadt der Welt.

In München durchſchritt er ein einziges Mal die Budenſtadt auf der Oktoberfeſtwieſe. Das Geplärr der Ausrufer, die unendlich komiſchen Bilder an den Budenwänden, das raſtloſe Kreiſchen der Orgelautomaten, die verkitſchten Golddekorationen mit den tauſend Glühlichtern darauf, amüſierten ihn einigermaßen. Er fand das einfältig, aber fröhlich, dem Geiſt der Maſſen richtig angepaßt. Aber wer beſchreibt ſein Entſetzen, als er gegen Abend in die Nähe einer Bierbude kam und einen ſchnellen Blick

hineinwarf! Schaudernd gewahrte er die überhitzten Gesichter der Leute, ihren stieren Blick; ein verpesteter Geruch drang dick und betäubend, vermischt mit dem deliriösem Lärm einer schlampigen Musik, aus der Bude heraus. — Da zum ersten Mal ging Baron Frangart schneller als sonst; er eilte fort, um diesem Fest zu entkommen.

Hiermit übrigens hielt er selbst die Versuche, „Genießer von Beruf" zu werden, für beendigt. Er fand es aber nötig, sich durch ein dreitägiges ununterbrochenes Schweigen, in seiner Wohnung eingeschlossen, von den letzten Impressionen dieser Versuche zu reinigen. Am vierten Tag ging er in den alten Liebfrauendom und blieb mehrere Stunden dort, bis er das völlige Gleichmaß seiner Seele und seines Geistes wiedergefunden hatte.

Er eignete sich also nicht zum Genießer; er war „zu kultiviert" für einen so unreinlichen Beruf. Der Heeresdienst lockte ihn nicht. Geistlicher zu werden, das hatte Zeit. Baron Frangart beschloß, einstweilen jede Art von Beruf sein zu lassen.

*

Das längſte Geſpräch

Schlagintweit, der Treubeſorgte, mußte jetzt, wo der Lauf eines Schultages ihn und Baron Frangart nicht mehr zuſammenführte und gemeinſame Erlebniſſe ausblieben, oft lang nachdenken, bis er irgendeinen ſcherz- oder ernſthaften Grund fand, Jenen aufzuſuchen. Der junge Baron ſeinerſeits ſehnte ſich jetzt noch weniger nach Geſellſchaft als bisher. Einige Male drang Schlagintweit bei ihm ein, unter dem erlogenen Vorwand, Geld entleihen zu wollen. In ein paar Tagen würde er es beſtimmt wieder zurückerſtatten. Er ſteckte das Geliehene aber nur in die Taſche, um es ungenutzt wiederbringen, alſo Frangart nochmals beſuchen zu können. Für einen der glücklichſten Tage ſeines Lebens hielt er den, an welchem er auf die Liſt kam, aus einem einzigen Darlehen drei Beſuche bei Frangart herauszuſchinden: nämlich den, der zum Entleihen nötig war; einen zweiten ſodann, um ſich zu entſchuldigen, daß er es doch noch

nicht, wie verſprochen, zurückgeben könne; einen dritten endlich, um das Geborgte heimzuzahlen.

Frangart gab bei ſeiner Ankunft niemals ein Zeichen des Unwillens; aber, wie ſchon öfters geſagt, nur ſelten ließ er ſich verleiten, mehr als die Höflichkeit gerade erforderte, zu ſprechen. „Sie ſind zu beneiden, Schlagintweit," ſagte er eines Tages, als ihm dieſer von ſeinen philoſophiſchen Studien an der Univerſität erzählte. „Sie ſind zu beneiden um Ihre Freude am Denken, am Philoſophieren." — „Aber was tun Sie, Herr Baron, wenn Sie die viele Zeit allein im Zimmer ſitzen oder ſpazieren gehen. Ich vermute, daß Sie da auch denken, wahrſcheinlich mehr als ich, der ich immer mit dem Leben zu tun habe." — „Im Gegenteil!" erwiderte der Baron, „ich bemühe mich möglichſt wenig zu denken und habe überhaupt ſehr wenig Luſt dazu." — „Wieſo?" erlaubte ſich Schlagintweit zu fragen. — „Nun, überlegen Sie einmal, wieviel Dinge von vornherein für mich wegfallen, die Sie ſehr oft beſchäftigen, zum Beiſpiel Sorgen um das äußere Leben in Gegenwart und Zukunft; dann ſo vieles, was Sie aus Liebe zu Anderen denken und tun; auch die und jene Ihrer Paſſionen, denen Sie gerecht werden müſſen." — „Aber von alledem abgeſehen

ſteht das eigentliche Denken, das Philoſophieren Ihnen ſo offen wie mir, ja noch mehr, da Sie nicht abgelenkt werden." — „Ach, Schlagintweit!" verſetzte der Baron abwehrend, „ich habe die beſtimmte Gewißheit, daß der größte Teil allen Philoſophierens von der Not des Lebens und des Herzens ausgeht und ſich konkret oder abſtrakt mit ihr beſchäftigt. Wo dieſe Nöte fehlen, bleiben auch viele Anläſſe zum Philoſophieren aus . . . Und dann habe ich ja meinen Glauben," ſetzte er mit Nachdruck hinzu. — „Ja ſchon — aber gerade das müßte intereſſant ſein, zu unterſuchen, nachzuforſchen, inwieweit der Glaube philoſophiſch begründet werden kann, ſich mit der profanen Erkenntnis deckt und inwieweit nicht." — „Das überlaſſe ich den Leuten, die den Glauben nicht haben." — „Verzeihen Sie, Baron, wenn ich diesmal hartnäckig bin! Warum beſchäftigen Sie Sich nicht mit einer Unterſuchung, warum andere den Glauben nicht haben?" — „Das hieße Gott fragen, warum Er gegen mich gnädig war und gegen die Andern nicht. Gott weiß das, und es wäre eine Vermeſſenheit, Ihn danach zu fragen. Ich habe ſchon immer die Überzeugung gehabt, daß zuviel Denken oder Philoſophieren unanſtändig, ein Zeichen von

Armut ist und hauptsächlich bei Revolutionären vorkommt." — „Ach ja, Sie haben recht, und jetzt weiß ich, warum ich ein so illoyaler Mensch bin," rief Schlagintweit verzweifelt aus und schwieg.

„Nein!" sagte Baron Frangart nach einer Weile mit erhobener Stimme, „nein, bei Ihnen ist das nicht so. Sie müssen viel denken, weil Sie ein weiches Herz haben, das jedenfalls immer von den Andern mißbraucht wird. Natürlich nötigt Sie das zum Denken. Und wenn Sie sonst noch denken, tun Sie es, weil Sie den Glauben verloren haben und ihn wiederfinden wollen, wenn nicht den gleichen, so doch irgendeinen." — „Woher wissen Sie das, Baron?" — „Ich weiß nicht woher, ich habe nie darüber nachgedacht. Ich weiß sogar, daß es Ihnen Kopfzerbrechen schafft, wenn jemand von Ihrem Herzen überhaupt keinen Gebrauch machen will, wie ich zum Beispiel meistens ...," sagte Baron Frangart lächelnd. „Ja, an Ihnen ist Hopfen und Malz verloren!" rief Schlagintweit, aus Notwehr scherzend, um seine Rührung zu verbergen. Aber sogleich bereute er den ungeschickten vertraulichen Ton, der dieses einzige längere Gespräch, das er mit Baron Frangart geführt hatte, zu einem zweifellos inconvenablen Abschluß brachte.

*

Der einzige Brief Baron Frangarts

ater Bonaventura ſchrieb kurz vor Weihnachten folgenden Brief an Baron Frangart:

(Aus dem Franzöſiſchen überſetzt)

Chamfort, den 19. Dezember, anno domini 19..

Mein lieber Sohn in Chriſto dem Herrn,
verehrter Herr Baron,

es drängt mich, Euch zu ſagen, mit welcher Teilnahme ich Eurer oft und oft gedenke. Lebhaft, aber ohne es Euch nachzutragen, habe ich bedauert, daß Ihr es mir durch Euren etwas brüſken Abſchied unmöglich machtet, Eure Fragen zu beantworten.

Nun aber befürchte ich, daß Ihr viele dunkle Träume an eine Sache verſchwenden möchtet, die in Wirklichkeit klar iſt wie nur irgend etwas; und daß Euch ſolche Träumerei in Euren Tätigkeiten lähmen möchte. Und wenn Ihr bedenkt, daß ich vordem Eurer Jugend dieſe Dinge

nicht verhehlen, wohl aber verschweigen zu müssen glaubte, werdet Ihr begreifen, daß ich sie Euch jetzt um so bereitwilliger auseinandersetze. Daß ich es im Briefe tue (indem ich nicht weiß, ob mir die Güte Gottes und Ihr selbst erlaubt, Euch in diesem Leben wiederzusehen), mag Euch die Schicklichkeit der Sache beweisen.

Wie Euch Gott selbst im Traume eröffnet hat, bin ich in der Tat ein Halbbruder Euerer seligen Mutter. Weder ich noch sie haben das eher als Ihr selbst erfahren; vielmehr habt Ihr es uns damals im Traume erzählt, und mir hat es ein hinterlassener Brief Eures lieben Vaters, sowie später Marquis Choiseul persönlich bestätigt.

Nichts aber ist geschehen, was sündhaft wäre. Grübelt nicht, wenn Ihr nicht das Andenken der Toten mit Unrecht entweihen wollt.

Ich wünsche Euch zur heiligen Weihnacht den Frieden auf Erden, der uns allen so nötig ist.

Seid, geliebter Sohn in Christo, Gott, Der Euer Leben fruchtbar machen möge, innigst empfohlen

von Eurem ergebenen

Bonaventura S. J.

Auf dieſen Brief ſchrieb Baron Frangart die folgende Antwort nieder:

München, 21. Dezember 19..

Hochwürdiger Vater,

warum erinnert Ihr mich an etwas, woran mich, wie Ihr richtig erraten habt, meine Träume oft genug erinnern? Daß zwiſchen Frau Baronin Frangart, geborener Comteſſe Riom, und Euch nichts geſchehen ſei, konnte mir nie zweifelhaft ſein; und faſt finde ich, Ihr ſündigt gegen ihr Andenken, wenn Ihr ſolche Zweifel bei mir vermutet. Mir geht es ſehr nahe, von Eurer Vermutung zu leſen und zu ſchreiben.

Aber etwas anderes iſt (und wenn Ihr in unſerer Seelenlehre eine bewieſene negative Antwort findet, laſſet Ihr mich ſie, bitte, wiſſen!), ob nicht zur Unzeit ein Wunſch, ein Schrei der Sehnſucht von Euch, dem nahverwandten Blute, ausgegangen ſein und in mir, außer allem, was an mir „Frangart" iſt, noch Ausdruck gefunden haben könnte.

Ich achte Euch, hochwürdiger Vater. Aber verzeiht, daß ich offen ſage: Wenn es ſo wäre, täte es mir ſehr leid. Ich bin ein Menſch aus älteſtem Geſchlecht; viele andere ſind es nicht, und vielleicht äußert ſich ihr Leben gerade des-

halb fruchtbarer als das meine. — Aber, wenn das so wäre, müßte ich ja die geringere Fruchtbarkeit meines Daseins auch noch aus andern Gründen erklären.

Den jugendlichen Tadel dieses Briefes verzeiht im übrigen Eurem Euch allezeit ergebenen

Fritz Freiherrn von Frangart.

Diesen Brief hatte Baron Frangart in einem seltsamen Anfall von Wut, der seinen ganzen Körper durchzitterte, geschrieben. Aber er fand die Kraft, sich zu beherrschen, schickte den Brief nicht ab, zerriß ihn und warf die Fetzen ins Feuer. Dann schrieb er, gegen seine Gewohnheit, ein Telegramm; es enthielt die Worte:

„Pater Bonaventura S. J.

Collegium Chamfort (Belgien)

Mit ergebenem Dank für Ihren Brief verbinde ich meine höflichsten Weihnachtswünsche.

Frangart"

Pater Bonaventura seinerseits besaß Feingefühl genug, um dieses Telegramm zu verstehen. Er kniete in seiner Zelle nieder und betete: „Herr, ich habe aus Güte gefehlt. Magst Du und Baron Frangart mir verzeihen!" (Übrigens hatte Bonaventura seinen Brief in der Tat vor jedem Menschen verheimlicht, ihn

heimlich geſchrieben und heimlich zur Poſt gegeben. — Es hat alſo nachgerade den Anſchein, als ob große Güte auch große Fehler begehen könne; deshalb ſind aber die Fehler doch zu verdammen, wie auch in dieſem Falle, wo nun Bonaventura um Verzeihung betete.)

Der Entſchluß

Am Vormittag des 24. Dezember 19.. — zwei Tage alſo nach dem eben geſchilderten Vorfall — ging Schlagintweit vor dem Hauſe der Briennerſtraße, wo Baron Frangart wohnte, unentſchloſſen auf und nieder. Er ſprach ſo laut mit ſich ſelbſt, daß die Vorübergehenden gar nicht anders konnten als über ihn lächeln. „Oh weh, oh weh!“ rief er, „jetzt alſo wird es Ernſt, jetzt muß ich ihn wirklich anpumpen! Der Geldbeutel hat lang ſimuliert, — aber jetzt iſt er wirklich krank. Herrſchaft, herrſchaft!... Natürlich wird er es mir geben, aber das iſt mir wurſcht... Na, nicht gerade ganz wurſcht, alter Schwimmer Schlagintweit!... Aber peinlich iſt es jedenfalls, peinlich! Sozuſagen unangenehm! Gleichſam zuwider! Gewiſſermaßen abſcheulich!... Ja, ja, warum habe ich bei ihm den Teufel Habenichts ſo oft lügenhaft an die Wand gemalt! Jetzt kommt er... Nein, er iſt über-

haupt schon da!.... Hoffentlich ist Frangart nicht verreist, der gute Junge hat solche plötzliche Einfälle — das heißt, es wäre mir schon beinahe lieber, er wäre verreist. Oh weh, oh weh!..."

Baron Frangart hatte soeben dem Dienstmädchen gesagt, daß sie heute gar niemand vorlassen solle. In der Tat fühlte er sich nicht ganz wohl; denn da er es verschmähte, sich mit körperlichen Ausbrüchen Luft zu machen, wenn etwas Unangenehmes geschehen war, griff ihn alles innerlich um so mehr an; er wußte es, und war auch aus diesem Grunde nicht minder wie aus andern bestrebt, seine Ruhe zu hüten. Er saß jetzt frierend am geheizten Kamin.

Schlagintweit war auf der Treppe zweimal umgekehrt. Aber dann gab er sich einen Ruck, ging nochmals hinauf und läutete gleich in einem Zug, bis man ihm öffnete. Das Dienstmädchen wollte sprechen, wie ihr geheißen war; indes, schon hatte er sie beiseite geschoben und polterte, das Klopfen diesmal vergessend, in das Zimmer, wo er Frangart vermutete. Dieser sah ihn erstaunt und gekränkt an. „Ich muß Sie leider anpumpen!" platzte Schlagintweit heraus. Frangart seinerseits mußte nun doch lächeln. „Aber setzen Sie Sich nur, Schlag-

intweit! Das werden wir ja gleich haben." — „Seien Sie nicht so liebenswürdig, Baron! Diesmal ist es viel und ich brauche es notwendig." Frangart lächelte wieder. — „Wieviel ist es denn?" — „Sehr viel." — „Wieviel denn?" — „Blödsinnig viel — vierhundert Mark!" schrie Schlagintweit heftig und fühlte sich geradezu erlöst, daß er sich 's zu sagen getraut hatte; er schnaufte förmlich auf. „Mit Vergnügen, Schlagintweit, mit Vergnügen!" beruhigte ihn der Baron, erhob sich und trat an den Schrank, um das Erbetene herauszunehmen. „Und diesmal bekommen Sie es nicht so schnell wieder!" rief Schlagintweit noch besorgt. — „Nun, also weniger schnell!"

„Aber jetzt setzen Sie Sich, bitte," lud ihn Baron Frangart nochmals ein... „Erstens nämlich," begann Schlagintweit erklärend, „muß ich jetzt einige Bilder in unsere Wohnung hängen und einen Läufer für den Fußboden kaufen, damit es auch etwas gleichsieht bei uns. Zweitens" (Baron Frangart machte eine abwehrende Bewegung, zum Zeichen, daß er ja keine Erklärungen wünsche) —, „zweitens nämlich will ich das deshalb, weil ich drittens, weil ich, ja, weil ich jetzt eine Braut habe, Herr Baron, und dieser, viertens, wohl auch ein besseres

Geſchenk machen muß. . ." — „Nein?" . . . machte Frangart ſehr gedehnt und unterdrückte ein etwas ſpöttiſches Lächeln. „Ja, eine Braut habe ich jetzt," wiederholte Schlagintweit mit größter Beſtimmtheit. „Ich gratuliere verbindlichſt!" ſagte Frangart dagegen.

Und Schlagintweit erzählte, daß ſeine Braut eine achtundzwanzigjährige Witwe ſei, alſo ein paar Jahre älter als er, aber „was ſagt denn das?!" rief er laut. — „Das ſagt natürlich nichts," meinte Frangart, „das ſagt gar nichts." „Im Äußeren ſieht ſie faſt etwas chineſiſch aus, aber gerade das iſt intereſſant, nicht?" — „Oh, ich liebe das Chineſiſche." — „Sie hat eine kleine Rente. . ." („Ich habe mir gleich gedacht, daß es keine größere iſt," ſagte ſich Frangart, im ſtillen natürlich.) „Und das Einzige, was mich bekümmert, iſt ihr Leiden." — „Mitleid ſpielt bei Ihnen doch immer mit." — „Ja, deshalb habe ich ſie noch lieber!" „Welches Leiden hat ſie denn?" — „Ja, ſie iſt . . . Sie iſt wohl etwas nervenleidend, die Gute," erwiderte Schlagintweit traurig. „Ich habe übrigens vergeſſen, Ihnen zu danken, Baron, vielen vielen Dank alſo!" Frangart wehrte ab. — „Und jetzt gehe ich und kaufe ihr was Schönes." — „Tun Sie das, bitte, tun Sie das und

gratulieren Sie ihr von mir!" — „Ja, ja, danke vielmals." Und in der Eile vergaß Schlagintweit, daß er Baron Frangart eigentlich einladen wollte, morgen mit ihm und seiner Braut zusammen spazieren zu gehen. „Adieu — glückliche Weihnachten!" — „Adieu, gleichfalls!" —

Baron Frangart ließ sich in seinen Mantel helfen; er wollte zum Essen ins Hotel fahren. Auf dem Wege dorthin träumte er, die Unternehmungslust Schlagintweits halb belächelnd und doch unbewußt beneidend, von dem und jenem. „Irgend etwas muß geschehen," beschloß er endlich bei sich selbst. Und die ihm ungewohnte Erregung des Entschlusses rötete seine bronzefarbenen, jugendlichen Wangen leise und liebenswürdig.

Die Beichte

rgend etwas muß geſchehen, irgend etwas muß ich tun," ſprach Baron Frangart zu ſich ſelber, als er das Hotel verließ, . . . „wie ſoll ich ſonſt glauben, daß ich überhaupt lebe! . . . Denn alles Leben beweiſt ſich nur durch die Tat! . . . Irgend etwas muß ich tun . . ."

Baron Frangart lenkte ſeine Schritte zum Liebfrauendom. Er wollte Gott zunächſt und dann den Beichtvater um Rat fragen.

Der Beichtvater des jungen Barons war ein alter italieniſcher Prälat, der nicht eigentlich zur praktiſchen Seelſorge, ſondern, wie ſein Beichtkind vermuten konnte, vielleicht in Erfüllung einer geheimen päpſtlichen Miſſion in München lebte. Immerhin nahm er einigen ihm perſönlich empfohlenen Menſchen, wie zum Beiſpiel Baron Frangart, der von Bonaventura an ihn gewieſen worden war, regelmäßig

die Beichte ab. Er war ein feiner alter Prälat mit weißen Haaren und tiefliegenden Augen voll ſtiller Glut und voll verklärten Schmerzes über die Welt. Er kannte die Welt.

Und Fritz Freiherr von Frangart begann ſeine Beichte mit den rituellen Worten:

„Ich armer ſündiger Menſch klage mich an vor Gott dem Allmächtigen und Euch, Prieſter an Gottes Statt, daß ich ſeit meiner letzten Beichte wiederum geſündigt habe! ...“

Der Prälat begann zu fragen über das erſte der zehn Gebote:

„Habt Ihr jemals an Gott gezweifelt? oder an der Lehre Seiner heiligen Kirche? Habt Ihr die täglichen Gebete nicht vergeſſen? Seid Ihr nicht unandächtig und zerſtreut dabei geweſen?“

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!“

Der Prälat fragte in betreff des zweiten und drittes Gebotes:

„Habt Ihr den Namen Gottes nie im Leichtſinn eitel genannt? Habt Ihr nie über Gott geklagt? Habt Ihr nie Seiner im Zorn geflucht?“

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!“

Im vierten Gebote fragte der Prälat nicht,

ob das Beichtkind gegen seine Eltern und gegen den Gehorsam gesündigt habe; denn er wußte, daß diese tot seien. Aber er fragte ihn: „Habt Ihr das Andenken Eurer Eltern niemals entweiht, niemals durch Gedanken oder Worte oder Taten?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Gehen wir zum fünften Gebot!" sagte der Prälat. „Habt Ihr Eure Mitmenschen niemals mit Wissen verletzt, geschädigt, beleidigt, verdächtigt, in Gedanken, Worten oder Taten?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Sechstes Gebot: Seid Ihr nicht unkeusch gewesen in der Tat? Habt Ihr nicht unkeusch gesprochen? Habt Ihr nicht freiwillig Unkeusches gedacht oder gesehen?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Siebentes Gebot: Habt Ihr nicht gestohlen, Geliehenes nicht zurückgegeben, Gefundenes nicht behalten?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!"

„Achtes Gebot: Habt Ihr nicht gelogen, freiwillig, im Scherz oder aus Not?"

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals Vater!“

„Neuntes und zehntes Gebot: Habt Ihr nicht begehrt Eures Nächsten Hausfrau und nicht Eures Nächsten Gut, in Gedanken, Worten oder Werken?“

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!“

„Gebote der Kirche: Habt Ihr nicht der Fasten vergessen oder der sonntäglichen Messe oder des heiligen Sakramentes der Beichte und des Allerheiligsten Sakramentes des Altares?“

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!“

„Habt Ihr auch nicht etwa eine der neun fremden Sünden begangen oder eine der vier himmelschreienden?“

Baron Frangart antwortete, der Wahrheit gemäß: „Niemals, Vater!“

*

Dies alles hatte der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte — in immer steigenderem Tone und in immer tieferem Mitleid gefragt; Baron Frangart seinerseits hatte immer leiser und immer schmerzlicher darauf geantwortet.

Nach einer langen Weile des Schweigens begann der Prälat: „In uns allen liegt das Sündhafte verborgen ...“ — „Ja, es liegt wohl auch in mir, ich beichte es, Vater ...“ — „In uns allen liegt das Sündhafte und Ihr habt mir nicht eine Tat der Sünde gebeichtet!...“ — „Ich weiß von keiner, Vater.“ — „So seid Ihr der heiligste aller Menschen oder der unglücklichste!“ — „Ich habe nichts von dem getan, wonach Ihr mich gefragt habt ...“

*

Der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte — schwieg lange. Endlich fragte er: „Wenn Ihr nichts Sündhaftes getan habt, — was habt Ihr denn überhaupt getan?“ — „Nichts, Vater! ...“ flüsterte tonlos der junge Baron Frangart ... „Nichts, Vater, aber ich möchte etwas tun, ich muß etwas tun, und da ich keine Sünde tun will, bin ich zu Euch gekommen, um Euch zu fragen, was ich sonst tun kann ...“ — „Es gibt nur Eines zu tun, und daß Ihr dies Eine nicht getan, sondern unterlassen habt, dies ist Eure große Sünde...“ — „Was ist es, Vater?“ — „Nur dies Eine: das Werk der Liebe.“ Mit schwerstem Nachdruck hatte der Prälat die Worte gesprochen.

Nach dieſen Worten entſtand im Beichtſtuhl ein Schweigen, wie es ſelbſt im Beichtſtuhle, geſchweige denn irgendwo draußen in der Welt, noch nie gehört worden iſt. Und nach einiger Zeit ſchauderte denn auch dem Prälaten davor. „Mein lieber Sohn!“ begann er zärtlich, „was wollt Ihr nun tun?“

„Das Werk der Liebe, Vater!“

„Das wäre? . . .“

„Ich weiß noch nicht recht, was . . . Jedenfalls werde ich zum Beiſpiel noch heute der Hilfskaſſe für verarmte Adelige ſoviel überweiſen, als ich zurzeit überhaupt entbehren kann . . .“

„Tut es immerhin, es iſt beſſer als nichts, es iſt ein Werk der Liebe, aber nicht das Werk der Liebe . . .“

„Was iſt es, Vater?“

„Mein lieber Sohn, es iſt das Werk, das am Ende ſteht. Die wenigſten vollbringen es, die meiſten kommen über ſeine Vorbereitungen nicht hinaus.“

„So ſagt mir zunächſt, Vater, welches ſeine Vorbereitungen ſind! . . .“

*

Der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte — atmete tief auf. „Mein

lieber Sohn, von den Vorbereitungen kann ich Euch nur Beiſpiele nennen. Alſo zum Beiſpiel: Ihr ſeht das junge Mädchen dort am Altar. Es kommt immer in meine Meſſe, weil Ihr dahinkommt. Es ſucht Euch immer mit den Augen. Es liebt Euch. Habt Ihr das noch nicht bemerkt?"

„Schon lange, Vater, aber ich will ſeine Liebe nicht, weil ich ſie nicht erwidern kann."

„Liebt Ihr überhaupt ein Mädchen?"

„Nein, Vater."

„Habt Ihr nie ein Mädchen geliebt?"

„Nein, Vater."

„Nun, ſo geht wenigſtens zu dieſer dort hin und dankt ihr einmal für ihre Liebe. Vielleicht liebt ſie Euch ſo, das ihr das allein genügen wird ... Es gibt ſolche Menſchen. — Sie iſt ſchön und es wird Euch wenig Überwindung koſten."

„Gebt mir noch ein Beiſpiel!"

„Nun, dort vorn kniet eine alte Frau, ſeht Ihr ſie? — ſie weint gerade ... Geht hin und ſtreichelt ſie, denn vielleicht fehlt es ihr an Teilnahme. Sie zu ſtreicheln wird Euch ſchon mehr Überwindung koſten."

„Gebt mir noch ein Beiſpiel!"

„Ja, gern. Ihr habt wohl eine Bedienerin zu Hauſe? Ja, nicht wahr. Gut, fragt ſie

heute abend, wie es den Leuten geht, die sie lieb hat ... Dies wird Euch wohl am meisten Überwindung kosten, mein lieber Sohn, eine solche Frage an Eure Bedienerin zu richten."

„Ja, es ist schwer," antwortete Baron Frangart, aber sagt mir nun, was ist das Werk der Liebe?"

Der Prälat — ein alter feiner Prälat, der die Welt kannte — schwieg zunächst.

„Mein lieber Sohn," hub er endlich mit einem mitleidigen Seufzer an, „ach, mein lieber Sohn, wenn Ihr nur einmal die Vorbereitungen getan habt! Ihr werdet vielleicht viele Enttäuschungen an den Menschen dabei erleben. Sucht Euch damit abzufinden ... Und kommt vielleicht ein anderes Mal zu mir und fragt mich nach dem eigentlichen Werk ..."

„Oh sagt es mir heute schon, Vater!"

„Ach, mein lieber Sohn! . ."

„Bitte, sagt es, Vater!"

„Wenn Ihr es durchaus wollt ... So hört: Geht hin, mein lieber Sohn, und sucht von allen Menschen, die es gibt, die niedrigsten! Und dort verschenkt Euch ein Mal, nur ein einziges Mal selbst! Dann habt Ihr das Werk der Liebe vollbracht! Aber während Ihr es vollbringt, denkt nicht daran, daß Ihr das Werk

vollbringen wollt; denn dies würde Eure Überwindung erleichtern. Sucht Euch — es gibt deren genug — einen menschlichen Grund für ein himmlisches Werk. Dann erst wird es schwer genug für Euch sein, damit es Gott als Euer Werk der Liebe würdige ..."

*

Baron Frangart hatte eben den Beichtstuhl verlassen.

Er trat ruhig auf das junge Mädchen zu, das ihn schon so oft mit den Augen gesucht hatte. Er verneigte sich und sagte leise: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie störe. Aber ich glaube, Sie sind mir gut. Und ich möchte Ihnen dafür danken."

„Nicht hier," antwortete sie flüsternd, „nachher draußen ... Überhaupt, ich bin ein anständiges Mädchen, und wenn Sie mit mir reden wollen, müssen Sie Sich schon gefälligst zu meinen Eltern bemühen ..."

Baron Frangart zuckte zusammen. Aber er beherrschte sich und ging zu der alten Frau vor. Er streichelte ihr leise die weißen Haare und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Mutter, Sie haben wohl viel zu leiden?"

„Ach, gnädiger Herr, nur ein wenig wanns

einem beſſer gehen tät, nur ein wenig! ... Wann ich meiner Tochter nur ein kleines goldenes Broſcherl auf Weihnachten ſchenken könnt! ..."

Baron Frangart zuckte wieder zuſammen, aber er zog ſeine Geldbörſe aus der Taſche und ſchenkte ihren ganzen Inhalt der Frau.

Baron Frangart ſaß in ſeinem Fauteuil am Kamin und läutete der jungen Bedienerin: „Nun, Erna, es kommt Sie wohl hart an, auf Weihnachten allein zu ſein. Wollen Sie vielleicht für heute abend zu Ihren Angehörigen heimgehen?"

„Meine Eltern ſind ſchon geſtorben, Herr Baron."

„Oh, das tut mir leid. Aber vielleicht haben Sie ſonſt jemand lieb, bei dem Sie alſo heute lieber wären als bei mir? ..."

„Ja, wenn mir der Herr Baron die Ehre erweiſen wollen — kein Verhältnis hab ich nämlich nicht, alſo ..."

Baron Frangart zuckte zuſammen, ſchenkte ihr einen Fünfzigmarkſchein, ſagte ihr, daß ſie für heute die Freiheit habe, zu tun, was ihr beliebe, und entließ ſie ...

Schmerzlich lächelnd lehnte ſich der junge Baron in ſein Fauteuil zurück, ſich bangen

Träumereien hingebend. Aber dann bezwang er ſich und verjagte die Erinnerung an die drei Enttäuſchungen, die „das Werk" vorbereitet hatten. Sodann bezwang er ſich noch einmal und verbot ſich, an das, was er nun vorhatte, anders als in rein menſchlichem Sinne zu denken ... Und als Mitternacht ſchon längſt vorüber war, dachte er noch immer an das rein Menſchliche; ſo natürlich, wie es ſeiner menſchlichen Natur gemäß war ...

Die Tat

Am erſten Weihnachtsfeiertag dieſes Jahres gab Baron Frangart dem Wagenkutſcher die Adreſſe eines Findelhauſes, von dem er eine Einladung zur Weihnachtsfeier erhalten hatte. Man hatte ihn ſchon etliche Wochen vorher angebettelt um einen Beitrag zur Beſcherung, und er hatte durch das Dienſtmädchen einen Zehnmarkſchein hinausreichen laſſen. Der gedruckte Text der Einladung lautete:

„Euer Hochwohlgeboren!

Unſere Anſtalt feiert am 25. Dezember ihr beſcheidenes Weihnachtsfeſt. Die Ärmſten der Armen haben alſo, dank der großen Güte ihrer Wohltäter, unter denen auch Euer Hochwohlgeboren ſich befinden, den Tannenbaum des Friedens gefunden, unter dem ſie ſich glückſtrahlend ſcharen können.

Im Namen unſerer Kinder, deren Freude doppelt ſein wird, wenn ſie von Euer Hoch-

wohlgeboren und den andern Wohltätern mitangesehen, ja mitgefeiert wird, laden wir hiermit höflichst zu dem hohen Feste ein. Und bemerken wir, daß für die verehrten Festgäste gesonderte Plätze im Festsaal unseres Heimes an der ... Straße reserviert sind.

In höflichster Erwartung von Euer Hochwohlgeboren wertgeschätzter Anwesenheit:

Das Heim der Ärmsten."

Baron Frangart hatte den Widerwillen gegen den Stil dieser Einladung und auch im voraus gegen den Stil des Festes, auf den man daraus schließen konnte, langsam, aber energisch überwunden. „Es muß etwas geschehen!" wiederholte er, auch als er schon im Wagen saß; wie um sich Mut zuzusprechen.

Ein Hausdiener in viel zu weiter, auch sehr willkürlich kombinierter Livree erwartete die Gäste am Portal des Findelhauses. Das Portal war so geräumig und protzig wie das ganze Haus selbst. Baron Frangart dachte sich beim Verlassen des Wagens, daß der wichtigtuerische Bau dieser Anstalt wohl mehr gekostet habe, als die achtzig beherbergten Kinder in hundert Jahren zusammen kosten würden. Aber im Treppenhaus des Einganges, wo auf beiden Seiten

Marmortafeln, mit einer Reihe Namen in Goldschrift, glänzten, fand er die Lösung: zu Beginn des Verzeichnisses stand fett gedruckt:

Mathias und Crescentia Bicherl,
Realitätenbesitzersehepaar
und
Bürgersleute in München,

sind die hochedlen Stifter dieses Hauses und des Platzes, auf dem es sich, zu ihrem dankbaren Angedenken, erhebt. —

„Stehen der gnädige Herr auch auf der Tafel?" fragte der Hausdiener und setzte, als er keine Antwort bekam, entschuldigend hinzu: „Nun, es sind nur die Wohltäter von tausend Mark aufwärts." Der stillose, aber mit falschem Plüsch, Papiergoldschleifen und ähnlichem Zeug überladene Saal, in den Baron Frangart nun eintrat, war durch eine diagonal laufende „Renaissance"-Rampe in zwei Dreiecke gespalten; in dem einen Dreieck erhoben sich, übereinander aufsteigend, die Plätze für die Eingeladenen. Unten im andern Dreieck stand der mit vielen elektrischen Lämpchen süßlich erleuchtete Christbaum; statt mit Äpfeln und Nüssen war er reich mit Silber und Goldflitter, mit künstlichem Schnee und Glaskugeln behangen; er stand inmitten eines von langen Tischen gebildeten

Vierecks. Auf dieſen Tiſchen lag, mit großen, von eins bis achtzig laufenden Nummern verſehen, die Beſcherung, die jedes Kindes wartete. Statt die einzelnen Geſchenke durch Tannenzweige abzugrenzen, hatte man durch je eine Papierroſe angedeutet, wo des einen Kindes Geſchenke aufhörten und die des andern anfingen. Äpfel, Nüſſe, Bisquits und Marzipan hatte man für die einzelnen Kinder nicht auf Teller gelegt, wo ſie immerhin, auch in dieſer peinlichen Ordnung, ein heiteres Bild ergeben hätten; ſondern, in der Furcht, daß dabei etwa ein Teller zerbrochen werden konnte, hatte man dies alles in Tüten geſteckt, die neben und auf die jeweiligen Schuhe, Strümpfe oder Fauſthandſchuhe gelegt waren. Kurz, Baron Frangart hatte mit einem einzigen Blick von der Türe aus ſchon den ganzen freud- und farbloſen Charakter des Feſtes erfaßt, das da kommen ſollte. Die Kinder waren noch nicht eingelaſſen worden; die Feſtgäſte hingegen ſaßen, leiſe ſchwatzend, auf ihren Plätzen.

Auf dieſe Menſchen, größtenteils behäbige dicke Frauen und Männer, wie deren das Bier in ſo großer Menge deformiert, und etwa noch einige, mit der ihnen eigenen vordringlichen unmanierlichen Koketterie herumguckende oder

überlaut plappernde Bürgerstöchter, — auf dieſes gemütlich verſammelte Feſtpublikum alſo machte Baron Frangart, wie es ihn durch die Türe kommen ſah, einen merkwürdigen, tiefen und gebieteriſchen Eindruck. Sei es, daß dieſe Leute überraſcht waren von ſeiner ruhigen harmoniſchen „diſtinguierten" Eleganz, ſei es, was weniger wahrſcheinlich iſt, daß die ſo liebenswürdige ebenmäßige Zartheit ſeiner jungen Geſtalt ſie gefangen nahm, — einer nach dem andern erhoben ſie ſich von ihren Sitzen, etwa wie vor ihrem Lehrer oder ſonſt einem noch höheren Herrn. Infolgedeſſen dankte er, unangenehm berührt, nach mehreren Seiten mit leiſer Verneigung. In der erſten Reihe der Plätze rückte man mit den Stühlen zurück, um ihn durchgehen zu laſſen. In der Mitte dieſer Reihe ſtanden zwei Fauteuils, von denen das eine unbeſetzt war. Im andern ſaß ein kleiner Geiſtlicher, der — beſcheiden und faſt eingeſchüchtert, wie er hier dem Zwang der Repräſentation genügte — Baron Frangart mit rührendem Lächeln entgegenblickte. Neben ihm nahm Frangart Platz und nannte ihm ſeinen Namen zur Vorſtellung. (Das Fauteuil war natürlich nicht für ihn, ſondern für irgendeinen repräſentativen Gemeindebevollmächtigten, der aber nicht

erſchien, reſerviert geweſen.) Der Geiſtliche war, wie ſich herausſtellte, der Seelſorger der Findlinge. „Da bin ich auf dem beſten Wege," ſagte Baron Frangart, „ich möchte nämlich heute irgendeines der Kinder in Obhut nehmen. Ich habe viel freie Zeit und wenig Beſchäftigung ... Meinen Sie, daß man mir eines überläßt?" — „Nun, man wird wohl einige Erkundigungen einziehen, wenn man eines der Kinder weggibt, aber dies wird ja bei Ihnen zweifellos ſchnell erledigt ſein," antwortete der Geiſtliche verbindlich und erbot ſich, die Sache mit dem Anſtaltsleiter ſelbſt im Sinne Baron Frangarts zu beſprechen. Dieſer nannte ihm als Referenz einige bekannte Familien, in denen er eine Zeitlang verkehrt hatte. „Sie wollen mir, bitte, bei der Wahl des Kindes helfen! Sie kennen ja die Kinder ungefähr und wiſſen, welches davon eine beſſere Erziehung, ein feineres Leben am meiſten verdient." — „Ja, und was ſoll ſpäter aus dem Kinde werden?" — „Was es will, ſeine Zukunft werde ich ſicherſtellen." Der Geiſtliche freute ſich ſehr und überblickte in Gedanken die achtzig Kinder, oder vielmehr, da Frangart einen Knaben erbeten hatte, die vierzig Knaben. Er dachte an den und den und dann wieder an andere.

Mittlerweile aber öffneten ſich die Flügel der Seitentüre, und die achtzig Kinder, die Mädchen voran, ſchritten paarweiſe, geführt von dem Anſtaltsleiter und einer Aufſichtsfrau, in den Saal. Alles ſchwieg.

Ein tiefer Schrecken durchrieſelte Baron Frangart, als er, mit einem einzigen ſchnellen Blicke, dieſe Kinder von vier bis dreizehn Jahren überflog. Ihm, Baron Frangart, lagen wahrlich weder Mitleid noch Rührung; ſein Schrecken war gemiſcht aus Abſcheu und Zorn. Wie wenig ſchon paßte zum natürlichen Weſen des Kindes die Einförmigkeit der Kleidung! — Aber das war noch das Wenigſte. Kaum eines dieſer Kinder zeigte eine friſche Geſichtsfarbe; ein häßliches blutleeres Grau lag auf ihren aufgedunſenen Wangen. Es fiel ihm im erſten Augenblick überhaupt ſchwer, einen Unterſchied, irgendeinen beſonderen Charakter in den Zügen der Kinder zu erkennen. Und was bemerkte er nach näherem Zuſehen! Bei den meiſten Mädchen eine dumpfe dumme reſignierte Apathie; ſie ſtanden da wie Tiere, ja wie gutgefütterte, aber kraftloſe Kühe. Bei den Knaben eine in ihren grauen Zügen tief unter der Maske des Gehorſams verſteckte und verkniffene Verſchlagenheit; und dieſe Geſichter waren noch die tröſt-

lichſten, menſchlichſten; denn auch die größere Anzahl der Knaben ſchien jener uniformen, ſtumpfen Ergebung heimgefallen zu ſein. Und Baron Frangart dachte flüchtig an alles, was ihm der gute Schlagintweit, der vielleicht einmal Erzieher werden wollte, über die Schulen, die er, Baron Frangart, nicht kannte, geklagt hatte. Er ſtellte ſich die für das kindliche Alter ſo widernatürliche, ja perverſe Zwangsordnung vor, unter der dieſe hier dahinlebten; das grauſame, zu Eis erſtarrte Tages-, ja Minutenprogramm, das ſie immerzu und immerzu üben mußten; die heiße Sehnſucht, womit ſie in den Schulſtunden auf die Glocke, die eine Freiſtunde, nein, nur eine Viertelſtunde anzeigte, warten mochten; die Brutalität der Schule, die ihnen auch in dieſen Viertelſtunden unterſagte, ſich zu raufen, zu kratzen, zu balgen, zu lärmen und zu ſchreien, wie es ihnen wohlgetan hätte, wie es ihrer Natur gemäß war — weil ſich dies für einen „gebildeten Menſchen" nicht ſchicke; wie ſie dann gleich darauf wieder (was auch Baron Frangart, dieſem zurückhaltenden ſtrengen ſtahlharten Menſchen, als eine raffinierte und perfide Quälerei erſchien) gerade in den unterſten Schulklaſſen die Hände auf die Bank legen mußten und ſie nicht rühren durften,

ohne der Strafe zu verfallen ... Und wozu, flogen die Gedanken Frangarts weiter, wozu wurde alles rein Menschliche, das warme Blut, die Neigungen, der ganze kindliche Charakter an diesen Kindern ertötet? Um ihren Kopf desto gefügiger zu machen für die Masse der bürgerlichen Kenntnisse, die in ihn eingehen sollten ... „Sehen Sie, Baron, aus dem Grund sind Sie uns alle über, weil Sie so wenig gelernt haben, deshalb sind Sie ein Mensch geblieben, weil man Sie nicht gezwungen hat, sich etwas aufladen zu lassen, was nicht zu Ihnen selbst paßt," hatte ihm Schlagintweit einmal gesagt ... Ja, das war richtig ...

Und mit einem Male übersah Baron Frangart die entsetzlichen Schäden, welche die bourgeoise „Bildungssucht" seit einem vollen Jahrhundert, seit der eingeführten „allgemeinen Volksbildung" über die ganze europäische Menschheit gebracht hatte. Was war das Prinzip dieser „allgemeinen Volksbildung" und sogar aller höheren Bildung, nach der die demokratische Bourgeoisie strebte und ihr auch diese Kinder, in der arroganten Überzeugung, ihnen „Wohltäter" zu sein, zuführte? Es war wirklich nur dies: die ganze Menschheit in einen Kopf zu verwandeln! Kenntnisse und Wissen, nichts als

Wiſſen und Kenntniſſe verlangte man ... Wer fragte noch nach menſchlichen Tugenden? Gute Köpfe wollte man, nichts weiter ...

... Das alſo war, was die demokratiſche Bourgeoiſie aus dem Geiſt der Aufklärung gemacht hatte: „Je mehr Kenntniſſe du erwirbſt, deſto höher ſteigſt du.“ Ob du dich aber, als Menſch, zum Führer eigneſt, der du werden willſt und ſollſt, darnach fragt man dich in keinem Examen ... Und den Menſchen, die gehorchen, die Geſetze erfüllen ſollten, was gab man ihnen als Grund an: „Du weißt ſo wenig, du haſt eine ſo ſchlechte Handſchrift, du kennſt nicht einmal die Nebenflüſſe des Rio de Janeiro in Neu Fundland ... Alſo: gehorche!“

... Wenn das Cäſar ſeinen Soldaten als Grund angegeben hätte, weswegen er ihren Gehorſam verlangte ...

Und mit dem ſicheren Blick eines Menſchen der alten Art fand Baron Frangart heraus, worum es ſich handelte: Es war der blaſſe Intellektualismus, die graue blutleere Verſtandeswirtſchaft, die alles dirigierte: die alle rein menſchlichen Unterſchiede aufhob und die Menſchen nach ihren Kenntniſſen einteilte, die auch an den Kindern hier ihre Erbärmlichkeiten ausließ.

Und immer wieder betrachtete Baron Fran-

gart dieſe grauen farbloſen Menſchen, die ihm in der Tat als typiſche Opfer des Molochs der Schule erſcheinen mußten, der ſeit hundert Jahren Europa bedrohte. Von ihnen alſo wollte er ein Kind herausgreifen und es ſeiner Kultur zuführen. Das war die Tat, wozu er ſich entſchloſſen hatte, und die zugleich das Werk der Liebe und des Sich-Wegſchenkens ſein ſollte! Er wollte fruchtbar werden, indem er ſeine Tradition, alſo gleichſam ſich ſelbſt, auf jemand übertrug. Dies war die Fortpflanzung und Fruchtbarkeit, zu der er ſich geſtern entſchloſſen hatte. Und deshalb war er zu den Kindern hier gekommen.

*

Während ſein Geiſt ſolchermaßen in einer kurzen Umarmung ſeine Anſichten und Abſichten zuſammenfaßte, hatte der Anſtaltsleiter eine Rede gehalten, in der er zuerſt den Wohltätern dankte und dann die Kinder zur Dankbarkeit ermahnte. Hierauf trat, von den Feſtgäſten teilweiſe mit „ah!“ begrüßt, durch die andere Türe der Weihnachtsengel ein. Es war dies ein dreizehnjähriges Mädchen, Zögling der Anſtalt, das ein langes, weißes Wollhemd und am Rücken zwei goldgeſtrichene Holzflügel

angeheftet trug. Sie trat unter den Baum und sprach ein langes Gedicht, mit pathetischen Hinweisen auf die Wohltäter. Diese riefen nach Beendigung der Reimerei ein gerührtes „Bravo!" und „sehr gut!" Man gab jetzt den Kindern ein Zeichen, zu singen. Ihre Stimmen zogen sich langgedehnt, mit der ihrem Dialekt eigenen Abfärbung der Vokale, hinaus. Baron Frangart gab sich nicht die Mühe, den Text verstehen zu wollen. Als das Lied verklungen war, wurden die Kinder endlich angewiesen, sich ihre numerierten Geschenke zu holen. — „Jetzt!" dachte sich Baron Frangart und beobachtete streng die Haltung der Kinder. Die einen grinsten gutmütig. Die andern taten überrascht und stießen ein „Oh!" und „Ah!" aus, dem Baron Frangart die Heuchelei anmerkte. Es mußte Heuchelei sein; denn welchen persönlichen Anteil konnten sie nehmen an dem kalten Flitter dieses Baumes, an seinen elektrischen Lämpchen, die kein Leben verrieten, sondern stumpfsinnig und gleichmäßig leuchteten, an den grauen Tüten, in die man genau eingezählt hatte, wieviel Äpfel, Nüsse, Marzipan, Biskuits auf je einen entfielen. — Wieder andere gingen zu ihrer Nummer und nahmen die Geschenke, weil das nun eben so befohlen

war. Der stumme Betrachter fühlte sich schon enttäuscht; er sah nochmals auf die Kinder; da plötzlich fiel ihm etwas auf. Ein etwa zehnjähriger Junge stand mit dem Rücken an den Tisch und seine Bescherung — Nummer 18 — gelehnt, schlank, ja mager da, und überflog mit fast unverschämt ruhigen Blicken das Publikum. — „Wer ist der Junge dort?" fragte Baron Frangart mit leiser Erregung den Geistlichen und zeigte auf diesen. „Ohne Eltern wie die andern, nicht untalentiert, aber — wie soll ich sagen? . . ." „Sein Name?" — „Weiß ich leider nicht." — „Bitte, Hochwürden, wollen Sie dem Anstaltsleiter sagen, daß ich diesen Jungen möchte, und keinen andern. Man möge mir Nachricht geben, ob ich ihn haben kann. Damit es keine Verwechslung gibt: Den, der mich jetzt gerade anstarrt. Nur den! Bitte!" . . .

Die Feier war zu Ende. Die Kinder mußten sich in Paare ordnen und verließen den Saal durch die Seitentür, durch die sie hereingekommen waren. Baron Frangart sah seinem Jungen nach, bis er verschwunden war. Dann verließ er sofort die Galerie der Eingeladenen, die gerade der Anstaltsleiter zu persönlichen Ansprachen betrat. Dem Geistlichen hatte er

ſeine Karte gegeben und ihn um freundliche Nachricht gebeten.

Die Frage, die ein anderer ſich in Anbetracht des Entſchluſſes und der Tat des Baron Frangart ſtellen konnte, war rein menſchlich geſprochen die: warum nahm ſich dieſer verfeinerte, auf ſeine Kultur ſo ſtolze Menſch gerade ein Kind aus dem Findelhauſe, anſtatt, was doch näher zur liegen ſchien, aus irgend einer zufällig verarmten guten Familie, wo er hoffen durfte, ſchon auf einem vorhandenen gewiſſen Fonds von Kultur weiterbauen zu können. Aber dieſe Wahl des Baron Frangart geſchah mit ganz beſtimmter Abſicht: Wenn jene myſtiſche, ja magiſche Übertragung ſeiner eigenen Art auf ein junges Menſchenkind vollkommen gelingen ſollte, mußte dieſes ſelbſt ſo vorausſetzungslos wie möglich ſein. Keinerlei hergebrachte Meinung durfte es belaſten, durfte die Übertragung hemmen; jene doppelte Arbeit, zuerſt angeborene oder angelernte, jedenfalls aber vorhandene Werte aus dem Kind auszumerzen, um ihm dann ſeine eigenen zu geben, wäre Baron Frangart zu unreinlich geweſen. Daher und nicht etwa aus Mitleid, ſuchte er ein Kind ohne Familie, ohne Werte, ohne Vorausſetzungen; es war ihm nicht

darum zu tun, einem armen Jungen ein reiches Leben zu ſchenken. Armut und Reichtum taten im Grund nichts zur Sache. Nur durfte Baron Frangart bei einem dieſer armen Findlinge am eheſten hoffen, einen vollkommen unbebauten moraliſchen und geiſtigen Boden vorzufinden. Was die vererbten, im Blut liegenden Eigenſchaften betraf, deren wohl jedes Kind mit in die Welt bringen mußte, ſo baute er darauf, daß dieſe durch die Schule, die Anſtalt (deren Ziel doch war, den perſönlichen Charakter der Kinder zugunſten der allgemeinen Gleichförmigkeit zu ertöten), wohl ſchon ausgemerzt, mindeſtens aber, gleich einem ſterbenden Nerv, narkotiſiert ſein würden; ſie würden ſchlummern und er würde ſie durch ſeine Erziehung nicht mehr wecken.

Aus welchen rein menſchlichen Grundgefühlen nun ging bei Baron Frangart dieſer Plan einer geheimnisvollen Übertragung ſeiner Perſönlichkeit hervor? Vielleicht aus zweien: Dem einen, etwas zu tun, fruchtbar zu werden, dem andern, ſich den ihm in Dingen der Kultur gleichgeſtellten Menſchen, da er einen ſolchen nicht vorgefunden hatte, ſelbſt zu erſchaffen; Geſellſchaft zu haben. Dieſe zwei Gefühle hatte er bislang unbefriedigt gelaſſen, ja ſtreng

beherrſcht: alle Tätigkeit und alle menſchliche Geſellſchaft hatte er als unreinlich von ſich fern gehalten. Vielleicht war es eine Schwäche, daß er dieſen Gefühlen jetzt nachgab; aber er war gedrängt worden, von Pater Bonaventuras guten Wünſchen und von den Worten des Prälaten ebenſowohl wie von Schlagintweits Unternehmungsluſt; denn dieſe drei waren die einzigen Menſchen, die eine gewiſſe Rolle in ſeinem Leben ſpielten. So ſchadete ihm die Güte und Liebe zweier Menſchen, und im Falle Schlagintweit, die eigene Sympathie, mit der er an deſſen Leben Anteil nahm! Aber wenn es ſchon, für einen Baron Frangart, eine Art Schwäche bedeutete, daß er Geſellſchaft und Tätigkeit wollte, ſo konnte er ſich damit verteidigen, daß er bei alledem nur ſich ſelbſt wieder erleben wollte. Dem Prälaten gegenüber, der das „Werk" wohl ganz anders gemeint hatte (nämlich, daß er ſich ſelbſt wegſchenken ſolle, um einen andern Menſchen zu erleben!), hätte er ſich damit durchaus nicht verteidigen können. Aber ſo lebhaft wirkte bei Baron Frangart auch in dieſer Sache die Überzeugung ſeines höheren Menſchentums, der Glaube an ſeine beſondere Wohlgeborenheit nach...

*

Nach drei Tagen schon hatte Baron Frangart ein Schreiben des Geistlichen und der Anstaltsleitung bekommen, daß, in Anbetracht der glänzenden Zukunft, die er dem Kinde „Nummer achtzehn" garantiert habe, gegen dessen Entlassung aus dem Anstaltsverband nichts einzuwenden sei. Baron Frangart könne, vorausgesetzt, daß er schon etwelche Vorsorge für die Unterkunft getroffen habe, den Knaben jederzeit sprechen und ihn frühestens am Silvestertag abholen. Gleich nach Empfang dieses Briefes fuhr Baron Frangart zu einem guten Schneider und bestellte ihn für Nachmittag in die Findlingsanstalt. Auch er selbst traf um diese Zeit dort ein, um den auserwählten Knaben nun persönlich kennen zu lernen.

Es war dies ein ziemlich kleiner, wie schon erzählt, schmächtiger magerer Junge. Seine Figur erschien noch durch den dicken plumpen Schullodenanzug, in dem er steckte, entstellt. Seine Hände waren nicht häßlich. Sein Kopf hatte eine eher breite als längliche Form (Schlagintweit — der den Jungen später kennen lernte — behauptete, daß diese Form seit dem Einfall der Hunnen, unter Attila, in Bayern sehr häufig auftrete). Seine Augen waren freilich grau, aber lebhaft; nur wenn ihn der Anstalts-

leiter anredete, verſchleierten ſie ſich jeweils. Die Naſe mochte für das Alter des Knaben vielleicht zu groß erſcheinen, aber das mußte ſich mit der Zeit, wenn ſich die Geſichtbildung feſtigte, ausgleichen. Sein Mund gefiel Baron Frangart ſehr: er war klein und zierlich, die Lippen dünn und nicht ohne Linien. — Im ganzen ſtellte ſein Ausſehen Baron Frangart zufrieden; was die ſemmelblonden Haare betraf, ſo mußte man ſie wohl färben laſſen; und die graue Geſichtsfarbe würde ſich ſchon von ſelbſt ändern, — nein, der Junge war nicht häßlich.

Im Laufe des Geſprächs erwies er ſich weder beſonders klug noch beſonders ſchwerfällig. Am merkwürdigſten ſchien Baron Frangart die ununterbrochene geſpannte Aufmerkſamkeit, mit der der Junge ihn beim Sprechen anſah, ſeinen Blick beobachtete und ſeine Gebärden verfolgte. Manchmal überhörte er teilweiſe die Worte, die man ſprach, indem er ſichtlich zu ſehr vom geſamten Eindruck gefeſſelt war. Endlich fiel Baron Frangart auf, wie veränderlich ſich ſeine Mienen zeigten; auch die Haltung des Knaben ſtellte ſich gegen Ende des Geſprächs ſchon ganz anders, viel ſtolzer und gemeſſener dar als zu Eingang. Mit Freude ſchloß Frangart daraus auf große Empfänglichkeit.

Am Silvestertag gegen fünf Uhr nachmittags fuhr der junge Baron das zweite Mal am Findlingshaus vor, um den Jungen „Nummer achtzehn" abzuholen. Dieser trug jetzt seine neuen Kleider, einen breiten geränderten Liegkragen (in der Art, wie sie Baron Frangart als Kind getragen hatte), der den Hals ganz frei ließ. Der Gang des Knaben bot ein viel zierlicheres Bild als vordem; das macht, er trug jetzt feinere Schuhe aus dünnem nachgiebigem Leder, die den Fuß nicht so beschwerten wie die harten dreifach gesohlten Schulstiefel. Nur mit den Armen und Händen schien er sich noch nicht recht zu helfen wissen; bald ließ er sie ungeschickt hängen, bald steckte er sie plump in die Tasche. Aber auch das würde noch gut werden, versprach sich Baron Frangart.

*

Der Knabe wohnte nun in der Briennerstraße bei Baron Frangart. Er hatte seinen eigenen jungen Diener, der ihm alle Handreichungen des Tages tat, die er sich noch vor wenigen Wochen selbst getan hatte. Und für seinen Unterricht, der nicht mehr als zwölf Stunden wöchentlich Zeit wegnahm, hatte Baron Frangart einen Lehrer bestellt. In der Religion,

den heiligen Geheimniſſen, unterwies ihn ſein junger Erzieher ſelbſt, teilweiſe — in den ſyſtematiſchen techniſchen Fragen — beſorgte dies ein Geiſtlicher.

Der Knabe brauchte ſich nicht vor neun Uhr morgens zu erheben. Dann füllte ab zehn Uhr bis gegen Mittag der Unterricht ſeine Zeit aus. Um Mittag erſt traf er Baron Frangart. Dieſer ließ ihn jeden zweiten Nachmittag allein, er konnte im Wagen ſpazieren fahren oder zu Hauſe ſitzen und träumen, wie es ihm gerade einfiel. Die erſte Woche aß Frangart mit ihm zu Hauſe, da er ſich in dem ſo exkluſiven Hotel (wo außer ihm nur einige Menſchen der beſten Geſellſchaft ſpeiſten) nicht etwa, wenn der Junge ſchlecht äße, genieren wollte. Dieſer aber hatte ſich vermöge ſeiner ganz außerordentlichen Beobachtungsgabe, von der er immerfort den regſten Gebrauch machte, ſchon in wenigen Tagen eine, Baron Frangart überraſchende Geſchicklichkeit im manierlichen Eſſen erworben. Nach Ablauf der Woche aßen ſie im Hotel.

Es war die Abſicht Baron Frangarts, zunächſt alle äußeren Veränderungen auf den Knaben wirken zu laſſen; dieſer ſollte Zeit haben, alle Geſetze der Form, die ihn das ruhige Beiſpiel Baron Frangarts ſelbſt lehrte, in ſich

aufzunehmen. Erſt wenn er in der äußeren Form ſo gut wie vollkommen wäre, wollte Frangart in ſeine empfängliche Kindesſeele jene Werte legen, die ſeine eigene Kultur ausmachten; und zum Schluſſe erſt wollte er gleichſam ſich ſelbſt auf den Knaben übertragen, indem er ihm einflößen würde, ſich für einen bevorzugten und durch Gottes Gnade bevorrechteten Menſchen zu halten; wovon er ſich als Wirkung einen erhöhten Stolz, eine ſtrenge Selbſtbeherrſchung und Harmonie des Weſens verſprach; dieſe ſollte dann wieder auf eine nochmalige Veredlung der äußeren Form zurückwirken; dann mochte das verfeinerte Formgefühl wieder den in die Seele gelegten neuen Wertgefühlen Sicherheit verleihen; dieſe würden ſolchermaßen ſeinem Glauben an eine priviligierte Stellung die Berechtigung geben. Und ſo ſollte ſich dies alles in einem immer beſtimmter werdenden Kreislauf der Verfeinerung immer von neuem abſpielen . . . Und wenn der Knabe „Nummer achtzehn" auf ſolche Weiſe, gleich einem immer feiner geſchliffenem Stein, in allen Teilen ſeines Weſens ſtreng und unverrückbar abgeglichen ſein würde . . . Dann, ja dann wollte er ihn nach dem Süden bringen, nach dem Schloß der Frangarts, und dort das Letzte,

Höchſte, was er, Fritz von Frangart, beſaß, unter der ſatten Sonne des Südens, reſtlos und gerecht mit ihm teilen, — nämlich jenes reife edle ſatte von aller rohen Gier befreite Sichſelbſtgenügen, das ihn jetzt, in einſamer Höhe, von den Menſchen trennte ... Dann, ach dann, würde er auch nicht mehr einſam ſein; er würde mit einem Gleichgeſtellten leben, den er ſich ſelbſt geſchaffen hatte, wie ein Meiſter mit ſeinem edelſten Werk, wie ein Vater mit ſeinem Sohn; und ſomit würde er dann auch das Werk der Liebe vollbracht, nämlich ſich ganz und gar weggeſchenkt haben.

Jeden zweiten Tag, wenn Baron Frangart mit dem Knaben ausfuhr, zuerſt im Hotel ſpeiſte, dann Einkäufe machte, um ihn mit dem Wert der Dinge und mit den wertvollen Dingen vertraut zu machen; ihn dann und wann, aber nur gelegentlich, um jede Ermüdung zu vermeiden, vor ein ſchönes Bild führte; vor ein edel gebautes Haus und dann wieder vor ein häßlich-modernes, — immer darauf bedacht, nichts zu predigen, ſondern alles durch ſich ſelbſt wirken zu laſſen; ihn auf ſtreng, aber vornehm gekleidete Damen aufmerkſam machte, und ein anderes Mal auf eine laſciv aufgeputzte Frau; ihn einen Akt von Carmen anhören ließ, und

ſpäter einen halben von einer Oper der neuen Muſik; mit ihm in der Frauenkirche betete und ihn zu anderer Zeit wie zufällig in eine neue Kirche führte; ihm ein paar Verſe aus Goethes „Iphigenie" vorlas, und ein paar Tage nachher eine Seite aus der „Jungfrau von Orleans" (oder gar aus dem monotonen unmännlichen Versgewinſel irgendeines modernen Lyrikers), — wenn er dies alles in ſeiner ſtillen noblen Art tat, ſah er geſpannt auf das Mienenſpiel des Knaben, der ſeinerſeits mit lebhaften Augen alles und ihn ſelbſt verfolgte; und Baron Frangart war ſehr zufrieden.

Denn in der Tat ſchien der Junge große Fortſchritte zu machen; nicht, daß er in lebhaften Worten darüber geplaudert hätte — denn er ſprach nicht viel, nach dem Beiſpiel ſeines Erziehers —, aber ſeine Augen redeten, und ſie redeten im Sinn des Erziehers.

*

Soweit ließ ſich alles gut an. Der Knabe ſelbſt fühlte ſich nur an den Nachmittagen, die er allein zubrachte, zunächſt ſehr verlaſſen. Aber nach den erſten Wochen, wenn das Wetter nicht zum Ausfahren einlud, ſaß er zufrieden in ſeinem Zimmer. Er ſtellte ſich vor den größten Spiegel,

übte Verbeugungen ein, probierte Kopfhaltungen und kopierte, mit dem Talent eines seltenen Schauspielers, Gang, Redeweise und Benehmen des Baron Frangart!

Nichts war natürlicher und doch zugleich abstoßender als die Art, mit der dieser Junge vor dem Spiegel „Baron Frangart lernte" (so nannte er es selbst). Und sein Geschick in dieser Schauspielerei war in der Tat vollendet; alle Äußerlichkeiten wurden in der kürzesten Zeit sein Eigentum.

Denn: Die formale Gewandtheit dieses Knaben, an der sich Baron Frangart erfreute, sie war nichts anderes als ein Ergebnis seiner Beobachtungsgabe. Mit dieser Beobachtungsgabe gelang es ihm auch, vor geistigen Erlebnissen stehend, Baron Frangart zu täuschen. Dieser suchte wie natürlich den Eindruck auf dem Gesicht des Knaben zu lesen; dieser aber hatte ihn stets schon vorher mit einem nie müden Instinkt in der Miene des Baron Frangart, so beherrscht diese auch sein mochte, gelesen, und gab sie nun auf seinem eigenen Gesicht richtig wieder. Daher kam die stetige Täuschung des Baron Frangart über seinen Zögling; wieviel dieser innerlich in sich aufnahm, ließ sich nicht feststellen; vielleicht einiges, vielleicht nichts. —

Jedenfalls aber ſtand feſt, daß er Baron Frangart durchaus nicht und in keinem Falle abſichtlich täuſchte.

*

Indeſſen nahte die Zeit, wo Baron Frangart die Entſchleierung ſeiner Illuſionen erleben ſollte.

Anfang des März — alſo zwei Monate, nachdem er den Knaben aufgenommen hatte — konnte er einem plötzlichen rauhen Wechſel der Witterung nicht widerſtehen und fiel in ſchweres Fieber. Er bat Schlagintweit zu ſich und vertraute ihm den Knaben an. Schlagintweit, der mit ſeiner Braut nicht gerade ſehr glücklich zu ſein ſchien, war während der letzten Zeit ein einziges Mal flüchtig zu ihm gekommen und hatte dabei auch den Zögling des Baron Frangart kennen gelernt. Er ſollte ihm nun in der Nähe ſeiner eigenen Wohnung, vielleicht in einer guten Penſion, eine Unterkunft ſuchen und ſich im übrigen mit ihm beſchäftigen; Baron Frangart gab ihm einige allgemeine Erklärungen, wie er bisher mit dem Jungen umgegangen ſei, und er ſollte auch von Schlagintweit ſo gehalten werden. Dieſer erfüllte Frangarts Wunſch in jeder Weiſe.

Der junge Baron erhob ſich nach vierzehn Tagen, trotz einer leichten Gehirnhautentzündung, welche das Fieber begleitet hatte, vom Krankenlager. Er ſchickte zu Schlagintweit und ließ ihm ausrichten, er möge ihm den Knaben bringen. Sie kamen denn auch zuſammen an. Der Knabe begrüßte den jungen Baron mit einer lauten Herzlichkeit des Tones, die dieſer an ihm nicht gewöhnt war. Er hörte ſeinen Wortſchwall erſtaunt an.

„Nun," fragte er ihn, „wie hat es dir bei Herrn Schlagintweit gefallen?" — „Fein wars, Herr Baron, ſehr fein." — „Anders wie bei mir?" — „Ja ... ſchließlich ... mit dem Kirchengehen hats der Herr Schlagintweit nicht ſo viel wie der Herr Baron ... Aber fein wars ..."

Baron Frangarts Erſtaunen wuchs. Das Weſen des Jungen ſchien ganz verändert zu ſein. Weſſen Allüren waren dies nur? Ach richtig ... Das war ſo die Art von Schlagintweit ſelbſt, oder vielmehr eine gute Kopie davon. Jetzt der Tonfall ... Und dieſe Bewegung, ganz genau wie bei Schlagintweit ... Baron Frangart erzitterte heftig, als er ſolchermaßen den Schauſpieler in dem Jungen erkannte.

„Herr Baron, iſt Ihnen vielleicht nicht ganz wohl?" fragte der Junge, der ihn nach ſeiner

Gewohnheit genau beobachtete, „da müssen wir halt das Mädel rufen, damit sie Ihnen vielleicht ein Glas Wasser bringt ...“ Mit Bestürzung erinnerte sich Baron Frangart bei diesen Worten, wie schnell und wie gut der Junge vor zweieinhalb Monaten ein dialektfreies Schriftdeutsch gelernt hatte. Und jetzt ... dieses Behagen an der Redeweise Schlagintweits! Bei Schlagintweit selbst mochte Baron Frangart das gerne leiden, da war es original; aber bei diesem Jungen, welche abstoßende, wenn auch genaue Kopie!

„Nein!“ antwortete er abwehrend auf die Frage des Jungen, „mir ist ganz wohl, ganz wohl ...“

„Sag mal, Junge,“ fragte er ihn, „bei wem würdest du jetzt lieber bleiben, bei Herrn Schlagintweit oder bei mir?“

„Ja, das kommt halt darauf an ... Das weiß ich gar nicht recht ... Ich tu mich ja in alles hineinlernen, ich ...“

In Baron Frangart jagten sich die unglücklichsten Gedanken. Das war also der „niedrigste Mensch“, an den er sich „wegschenken“ hatte wollen. Der niedrigste Mensch ... Aber das war doch gar kein Mensch, das war doch ein kleines Tier mit Mimicry, dieser Junge ... Und das Mimicry bestand eben in seinem Talent,

sich in alles „hineinzulernen", hineinzuspielen ... Nein, warum sollte er „das Werk der Liebe" zu Ende bringen, wenn es dem Jungen doch nur eine Lernaufgabe auflud ... Nein, nicht weiter ... Sofort mußte ein Ende gemacht werden.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Schlagintweit," begann Baron Frangart nach einer Weile starrsten Schweigens, „gehen wir ins Zimmer nebenan!" Es geschah.

Baron Frangart atmete tief und schmerzlich auf. „Schlagintweit!" rief er endlich, „bitte, retten Sie mich, befreien Sie mich ... vor diesem Echo, vor diesem Spiegel, vor dieser wechselnden Maske, vor diesem Chamäleon! ..." Schlagintweit schwieg bestürzt. „Ich dachte ..." wollte er erwidern ... „Nein," unterbrach ihn der Baron, „ich habe mich schrecklich getäuscht, ich kann mich nicht wegschenken an ihn, er kann das Geschenk nicht tragen, es ist ihm zu schwer, es ist alles zu schwer, alles, alles ... Befreien Sie mich von ihm ...!"

Schlagintweit begriff nicht ganz, aber war sogleich bereit, alles Mögliche zu tun. „Soll ich ihn ermorden?" schrie er laut, „soll ich ihn ins Gymnasium stecken? Soll ich ... Alles, was Sie wollen ..." — „Ich danke Ihnen lebhaft, ich

danke Ihnen lebhaft," erwiderte der junge Baron mit schmerzlichem Lächeln, „es darf kosten, was es will, ich werde für seine Zukunft sorgen. — Er soll es nicht entgelten, daß ich mich getäuscht habe. Nichts wird mich reuen, aber Sie müssen ihn fortbringen von hier, fort, ich kann ihn nicht mehr sehen, diesen armseligen Kopisten ... Fort mit ihm, nur fort!" — „Er ist jetzt ein bißchen verwöhnt, der Junge," sagte Schlagintweit mitleidig, „aber das werden wir schon beichseln; hören Sie, Herr Baron!" schrie er — nun sein Mitleid diesem zuwendend — „hören Sie, das ist in Ordnung, das ist einfach erledigt, keine Sorge, ganz und gar erledigt, hören Sie doch, Herr Baron!" — „Ich danke Ihnen nochmals, Schlagintweit," erwiderte dieser in dumpfem Ton. Und er schrieb ihm für alle Fälle (wenn z. B. Schlagintweit einmal gerade keine Möglichkeit mehr haben sollte, den Jungen zu behüten) die Adresse des Pater Bonaventura in Chamfort auf, sodann gab er ihm einen hohen Bankscheck, um gleich im voraus wenigstens für die nächste Zeit alles geregelt zu haben. —

Langsam fand der junge Baron diesmal seine Beherrschung wieder. Dann gingen sie ins andere Zimmer, zu dem Jungen, hinüber.

„Das ist jetzt dein Vater!“ — sagte Frangart, schmerzlich lächelnd, und wies auf Schlagintweit. Und sie verabschiedeten sich voneinander. —

Gebrochen warf sich der junge Baron auf den Divan. Ein furchtbares innerliches Schluchzen erschütterte seinen jugendlichen grazilen Körper. So lag er lange. Als er sich erhob, glühten seine heißen trockenen Augen in einem verderblichen Feuer. „Das war Miéville!“ flüsterte er vor sich hin, „das war noch einmal der Schrei der Sehnsucht ... Aber der ist jetzt auch verklungen, ganz verklungen, erstorben, mit dem Werk der Liebe erstorben ...“

*

Dieses Erlebnis, aus welchem Schlagintweit, der vielleicht einmal Erzieher werden wollte, die praktische Lehre zog: „Ich soll Kinder nicht zu mir, sondern zu ihnen selbst erziehen!“ war für das Befinden des halbgenesenen Baron Frangart leider von den traurigsten Folgen begleitet. Die Aufregung brachte ihm, dem die Ruhe Gewohnten, das Fieber verstärkt zurück. Lange heiße Phantasien durchzogen quälend das erhitzte Gehirn des Kranken.

Als er einigermaßen gekräftigt war, beschloß er, nach dem Süden zu gehen, nach dem heimat-

lichen Schloß, das er so lange, aus dunkelm Widerstreben heraus, gemieden hatte.

Schlagintweit, den er bat, in einem Monat, wenn er wieder mehr bei Kräften sei, dorthin nachzukommen und einige Wochen als sein Gast zu bleiben, erschrak vor seinem Wesen. Das war nicht mehr das strenge Ansichhalten eines in Selbstbeherrschung und im Schweigen geübten Menschen; es war schon eine unheimliche marternde Totenstille. Und dazu diese glühenden Augen ... Schlagintweit verließ ihn mit tiefem Kummer.

*

Baron Frangarts Ende

Baron Frangart, der weder ſeinem Vormund, noch den zwei auf Frangart lebenden Dienſtboten irgendeine Nachricht von ſeiner Ankunft gegeben hatte, fuhr, gegen Abend in Bozen angekommen, in einem Wagen über Sigmundskron hinauf nach Frangart. Und ſeine ſtarre Miene erhellte ſich nicht unter dem Anblick des hohen Himmels und der hellen Sterne.

Er kam im Schloß an, und zog herb und gebieteriſch an der halbeingeroſteten Glocke. Niemand ſchien zu hören, und er läutete nochmals. Endlich rief eine männliche Stimme unwirſch durch das Schlüſſelloch: „Zum Teufel, wer iſt da? Was wollen Sie?“ „Ich bin es, öffnen Sie ſofort!“ Der Schlüſſel drehte ſich eilig, Baron Frangart trat ein und ſah ſich um; vor ihm ſtand Georg im Hemd und hielt das Nachtlicht in der Hand; über das

Stiegengeländer aber gaffte, vor Überraschung starr und ebenfalls im Hemd, Jeanette herunter; die Neugierde schien sie ihrem Mann — denn das war Georg mittlerweile doch geworden — nachgetrieben zu haben.

Das unordentliche Aussehen der beiden störte Baron Frangart. „Kleiden Sie Sich an," rief er, „und machen Sie beide, daß Sie weiterkommen!" (Davon, daß die zwei Eheleute geworden waren, wußte er nichts, obzwar sie es ihm einmal geschrieben hatten.)

Baron Frangart ging hinauf in sein Schlafzimmer, ohne Rührung, ohne jedes besondere Gefühl der Erinnerung, wie als ob er dieses Schloß nie verlassen hätte.

Nach einer Weile klopfte es demütig an seiner Türe. Es war Georg. „Der Herr Baron weiß vielleicht noch nicht, daß wir verheiratet sind," sagte er leise. „Verheiratet oder nicht, mich ekelt es an ..." — „Entschuldigen Sie, Herr Baron!"

Unten knurrte Georg seine Frau zornig an, als ob sie Schuld trüge: „Geh aus dem Haus! Aber sofort! Du wirst schon irgendwo ein Nachtquartier finden ... Frag in Sigmundskron unten." Jeanette zog sich eilig an und verließ gehorsam das Haus.

Es klopfte das zweite Mal an die Tür des Schlafzimmers: „Herr Baron, sie ist fort!" — „Eintreten!" Und Georg trat ein und tat alles, was sein Herr, bevor er schlafen ging, wünschte. Er heizte das Bad und packte die Koffer aus. Und berief sich nicht mehr darauf, daß Jeanette seine ehelich angetraute Frau war.

Acht Tage lang — die der Baron verbrachte, wie er sie als Kind auch verbracht hatte, in der Sonne, an die Mauer des Schlosses gelehnt — schien einige Friedlichkeit in ihn eingekehrt zu sein. Aber dann beschritt er eines Tages den Friedhof und trat an das Grab derer von Frangart. Seine Miene verdüsterte sich: „Also," flüsterte er, „also sind Mutter und Vater tot! Deshalb bin ich so allein... Liebe Eltern, gebt mir doch ein fruchtbares Leben ..." Der Geist des Baron Frangart lag in dunkler Nacht. Und die triumphierende Sonne des Südens vermochte sie nicht zu erleuchten.

Der kaum erblühte jugendliche Körper hatte seinen Herrn verloren ... Die Augen glühten, aber in wirrem Feuer. Es schien, als ob Baron Frangart dort in München, gegen das Ende seines Aufenthaltes, auf der Fahrt, beim Eintritt ins Schloß, noch mit letzter Willens-

anſtrengung ſeinen Geiſt aufrecht erhalten hätte, um auf dem geheiligten Boden ſeiner Vorfahren zuſammenbrechen zu können. Der allein-gebliebene, reingebliebene Menſch war an der Einſamkeit ſeines Daſeins, an der Unfruchtbarkeit ſeines Lebens — mit wie unvergeßlichem Stolz er ſie, im Bewußtſein ſeiner Wohlgeborenheit, auch ertragen hatte — gleichſam vertrocknet. Wie das ſchlanke geſchmeidige Reh ſich beim Nahen des Todes in den tiefſten Winkel des Waldes flüchtet, um dort ſein Ende zu erwarten, ſo hatte ſich Baron Frangart auf ſein Schloß heimgeflüchtet. Und mit großen wirren Augen, die langen langen Wimpern ſelten ſenkend, ſtarrte er ins Leere.

Kamen Menſchen in ſeine Nähe, ſo hob er die Hände vor das bronzefarbene Geſicht, vor die ſchmäler gewordenen, aber anmutig gebliebenen Wangen, und wehrte ſie wie etwas Unreinliches ab. Halbgeöffnet ſtand der edel geſchwungene Mund, und manchmal klapperten die Zähne leiſe aufeinander.

Die Landbewohnerinnen aber ringsum weinten beieinander, daß ſo viel Schönheit dem Verderben geweiht war ...

Pater Bonaventura erfuhr die Kunde durch die Vormundſchaft in Bozen. Er eilte nach

dem Süden. In der Furcht, daß seine Ankunft den jungen Baron erschrecken oder seine Leiden vergrößern möge, begab er sich in die Pfarrkirche und wanderte, in weißer Soutane, mit dem Heiligsten Leib des Herrn nach Frangart. Und seine bitteren Tränen netzten die silberne Kapsel, in welcher die verwandelte Hostie eingeschlossen war. Ach, er vertraute darauf, daß der Unglückliche wenigstens das Allerheiligste Geheimnis noch ein Mal fühlend erfassen und erleben werde können. Und in der Tat, obwohl Baron Frangart Bonaventura nicht wieder zu erkennen schien, wurde sein Auge vor dem Anblick der erhobenen Hostie noch einige Sekunden milder und klarer; er schien zu wissen, was ihm geboten wurde, denn ergeben kniete er sich nieder. Bonaventura sprach die Generalabsolution über ihn aus und betete dann für ihn dreimal die rituellen Worte: „Oh Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund." Nach dem Empfange des Sakraments blieb Frangart knieen. Man konnte sehen, wie die kurze Klarheit seiner Augen allmählich erlosch und ins Wirre überging. Er blieb lange knieen, bis ihn das Zureden des Pater Bonaventura zusammen-

schrecken ließ, dann lief er weg, schlich um das Haus und hockte sich in die Sonne ...

Ein paar Tage später kam Schlagintweit an, der von nichts wußte und überdies München schweren Herzens verlassen hatte: Der Sohn, Knabe „Nummer achtzehn", den er so plötzlich und anscheinend für lange Zeiten adoptiert hatte, war seiner nervösen Braut wenig willkommen. Und als in dieser Zeit ein königlich bayerischer Bahnadjunkt neu in ihr Leben trat, schien sie zu überlegen, ob nicht eine sichere Staatsstellung einem längeren Brautstand vorzuziehen sei. Und gerade während dieser Überlegungen trieb ihn, Schlagintweit, seine große Liebe nach Frangart. — Wer beschreibt seine Trauer! Der junge Baron erkannte ihn nicht mehr. Vierzehn Tage logierte Schlagintweit in Sigmundskron und stieg jeden Tag zum Schloß hinauf, um vielleicht doch noch einen Blick des Wiedererkennens zu finden. Umsonst. Und als er am vierzehnten Tage wieder hinaufstieg, liefen Pater Bonaventura und alle andern verstört umher. Der junge Baron war verschwunden und alle Nachforschungen waren vergebens; nach einigen Tagen gab jedermann die Hoffnung auf, daß er noch lebe. Er hatte sich wohl irgendwo im Wald nieder-

geſetzt, war vielleicht dann nochmals aufgeſtanden und im Irren herumgerannt, hatte ſich wieder geſetzt und vielleicht um Hilfe gerufen ... Er war tot.

Baron Frangart, der ſein Leben vor den unreinlichen Menſchen mit ſolcher Tapferkeit verſchloſſen hatte, — er hatte ihnen auch den Anblick ſeines Todes verborgen ...

Pater Bonaventura klagte nicht, daß Gott ſein und aller andern, namentlich des alten Choiſeul Gebet, das Leben dieſes Menſchen fruchtbar zu machen, nicht erhört hatte; er weinte nur und betete weiter.

Schlagintweit ſeinerſeits fuhr in tiefer Trauer nach München zurück. Dort aber, wie denn überhaupt im Verlauf ſeines ganzen Lebens, ſchenkte er aufs neue ſein Herz den Menſchen, — obwohl ihn ſeine Braut alsbald ſchnöde verließ und den Bahnadjunkten heiratete; obwohl ſein Sohn, der Knabe „Nummer achtzehn", ihn vielfach hinterging, um endlich als Komödiant irgendwo zu landen.

Sie alle drei handelten, wie es eben, dem göttlichen Ratſchluſſe gemäß, ſolchermaßen in ihrer Beſtimmung lag ...

Die Choiſeul, Riom, Frangart und Bourbonen aber waren, ſoweit ſich das hier auf Erden und

unter Menſchen mit Wahrſcheinlichkeit ſagen, beſtimmt aber nur hoffen läßt, bei ihrem Gott verſammelt, von deſſen Gnaden ſie gelebt hatten. Romanen und Germanen miſchten ſich hier jedenfalls friedlich untereinander; kein Schrei der Sehnſucht rang ſich mehr aus ihrem Munde. Das ewige Licht leuchtete ihnen. Amen!

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Karl Borromäus Heinrich
Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend

Zweites Tausend

Geheftet 3 Mark 50 Pf., geb. 5 Mark

Süddeutsche Monatshefte, München: Wenn ich aber sagen sollte, welches erzählende Buch des letzten Jahres den stärksten und nachhaltigsten Eindruck auf mich gemacht hat, so müßte ich Karl Asenkofer von Karl Borromäus Heinrich nennen. Das ist mehr als Litteratur: jede Zeile ist erlebt, und was noch wichtiger, jedes Erlebnis ist behutsam aufbewahrt! noch hängt der ganze Flügelstaub an den leichten Schwingen. Ein Buch von packender Ehrlichkeit, die nichts hinzu tut, und so niemals den Eindruck des Beabsichtigten, Arrangierten aufkommen läßt. Die letzten Gymnasial-, die ersten Universitätsjahre sind kaum je so unmittelbar und überzeugend wahrhaftig dargestellt worden. Als Heldin steht von der ersten bis zur letzten Seite eine der ergreifendsten Muttergestalten da. Dies Buch ist so ausgezeichnet, daß man vor der Fortsetzung ganz Angst hat. Man möchte den Verfasser inständig bitten, mit dem zweiten Teile zu warten, bis er sich dem ersten an die Seite stellen kann: ja nicht zu früh, ja nicht zu viel über seine augenblicklichen Erlebnisse zu berichten, sondern in Gelassenheit und Demut geduldig zu warten, bis zum ersten meisterlichen Bande ein zweiter von selber in Stille und Sturm reif geworden ist. An dem Tag aber wollen wir uns mit ihm freuen, denn an dem Tag ist unsere Litteratur um ein bleibendes Werk reicher: um ein solches, das eine Generation weiter gibt an die andere.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Karl Borromäus Heinrich

Karl Asenkofers Flucht und Zuflucht

Erzählung

Zweites Tausend

Geheftet 3 Mark, in Leinen geb. 4 Mark

Hans Kyser in der neuen Rundschau: Hier sind Menschen-einsamkeiten gegeben, die ins Herz packen. Hier ist ein Traum von Liebe eines zum Moralisten entarteten Unpraktikers des Lebens mit einer Leichtsinnig-Holden von nichts als Fleisch und Blut und ein Stückchen gallischen Himmels darüber. Hier sind Revolutionäre des Hasses und der Liebe ins Typische hinaufgestaltet. Hier ist ein Nachtgespenst von Weib, das mit wenigen Strichen unvergeßlich radiert ist. Hier sind Raskolnikowsche Versuchungen, elende Askesen Leibes und der Seele, Hungerpsychologien, Höllen-bitternisse des Lebens: angedeutet. Und ein Blitz eines karikaturistischen Genies (der ein wenig an Hauptmanns köstliches Glas-hüttenmärchen erinnert): die Gegenüberstellung eines Aristokraten aus zwölfhundertjähriger Zucht, die Absurdität der Kultur, das „kultivierteste Unglück der Welt", das kein Ziel mehr hat, mit seinem Stiefbruder: einem Kretin. Zwischen diesen scharfumrissenen Gestalten wird Asenkofer wirklich der déraciné par excellence, der Anarchist wider Willen, der noch kein Ziel hat, krank durch Selbstkritik — vom Beichtspiegel her —, müde seines Pathos, erfüllt vom Schmerze seiner Glaubenslosigkeit und der Einsamkeit seines Menschentums inne und also ein Typ jener kranken Welt-flüchtlinge, die durch unsere Schule und unser Christentum ent-wurzelt nun beziehungslos zu allem, was Mensch und Menschen-wort heißt, geworden sind.